

22.11.95

Unser Pommerland

Monatsschrift für das Kulturleben der Heimat



Heimatvereinigung „Unser Pommerland“

Verlag von Fischer & Schmidt, Stettin



Eingetragenes Warenzeichen

Gebrüder Horst Stettin

Paradeplatz 18, 19, 20, 21, 22, 23
Gr. Wollweberstraße 19, 20, 21, 22

**Modewaren und
Ausstattungen**

Fernsprecher: Sammel-Nummer 255 11

C. DRUCKER

Gegr. 1879

Inh. J. EVERS

Stettin, Roßmarkt 4

ist das Spezialgeschäft Pommerns
für Wäsche-Ausstattungen
Leinen / Baumwollwaren / Betten



der Zuverlässige

**Blitz-
Lastwagen**
die grossen
Verdiener

**Reparaturwerk — Karosseriebau
Autolackierung, Batterielichtdienst**

Automobil-Zentrale Max Pörcher, Stettin

Kaiser-Wilhelm-Straße 52 (am Denkmal) Telefon Nr. 27500-01

Automobile

formschöne wirtschaftl. Qualitäts-
wagen, von . . . RM. 1850,— an

Fahrräder

Opel, alle verchromt von 55,— an
Sieger-Räder von RM. 39,50 an

Nähmaschinen

Naumann, die altbewährte Viola-
Vers.-Nähmaschine v. RM. 125,— an



Schöne
Geschenke
bleiben stets

Porzellane, Kristalle,
Keramiken von **Paul Schlegel**
STETTIN / LUISENSTR. 9

Hotel Gust

Stettin

Grüne Schanze 15
Fernsprecher 374 79

Gut bürgerliches Haus
nahe beim Bahnhof, Post,
Rathaus, Amts- und Land-
gericht, empfiehlt seine behag-
lich eingerichteten 63 Zimmer
mit Warmwasserheizung, so-
wie Speisen und Getränke zu
soliden Preisen
Autogaragen — Tankstelle

Rud. Kunstmann Nachf.

Goldschmied Kessler

Stettin, Paradeplatz 12
Gegr. 1898

Werkstatt für Schmuck
und Silbergerät

Lassen Sie sich unverbindlich
beraten

Jagdschmuck
Gold- u. Silberwaren,
Uhren, Bestecke

Pommerns
grösstes Fachgeschäft
für Damen- u. Kinder-
Kleidung

FÜR SCHLANKE
UND STARKE
DIE RICHTIGE
MARKE

Kittel

Breite Straße 62/63

mit der
Riesen-Auswahl
und den bekannt
billigen Preisen

Neben Stallmistdüngung ist
geregelter Kalkzustand die
Voraussetzung für den Erfolg
jeder landwirtschaftl. Maß-
nahme. Wer gesundes Futter
für die Tiere und gute Ernten
haben will, düngt recht-
zeitig und ausreichend mit

Zarnglaffier Kalk!

Vereinigung Nord-
ostdeutscher Kalk-
und Mergelwerke
STETTIN, Breite Straße 13
Schließfach 99 — Fernspr.
Nr. 245 41, Drahtanschrift:
Kalkvereinigung

Unser Pommerland

Monatschrift

für das Kulturleben der Heimat

Herausgegeben von der Heimatvereinigung

„Unser Pommerland“

Schriftleitung: Gustav Fischer.
Verlag von Fischer & Schmidt, Stettin, an den
alle Zuschriften zu richten sind.

Zahlungen auf Postcheckkonto: Stettin Nr. 260

20. Jahrgang

Jan./Febr. 1935

Diese Zeitschrift ist durch die Post, jede Buch-
handlung oder vom Verlage zu beziehen. Bezugs-
preis viertelj. 2 M. Preis dieses Heftes 1,— M.

Inhalt des 1. Heftes:

	Seite
Pittler. Gedicht von Hans Goethe	1
25. Ausstellung des Pomm. Künstlerbundes in Stettin von Karla König	2
Die Post in Pommern I von Max Georg Teubner	6
Heimatgrüße Ernst Moritz Arndts von Dr. Erich Gützow	16
Ein Mann entsteht Erzählung von Arnold Krieger ..	20
Heimatschutzfragen I von Martin Keepel	23
Das Strohdach auf dem Bauernhaus von Siegfried Gliewe	26
Das Besprechen in Pommern von Dr. Karl Kaiser	29
Fastnachtsitten von Friedrich Wilhelm Schmidt	35
Rundschau	38
Buchbesprechungen	41
Pommersche Lyrik	22, 25
Familie und Volk Sippentundliche Beilage Nr. 8	
1. Eigentümliche Namen von Alfred Katschinski	
2. Die pommersche Familie Spruth von Dr. Herbert Spruth	

Einbanddecken

für die Jahrgänge 1921 bis 1934 sind
vom Verlage erhältlich. Preis RM. 1.50

62 Jahre Erfahrung
62 Jahre Fachgeschäft

Pelz-Modehaus

¹⁸⁷²
Vilster

Kürschnermeister

Stettin, Papenstraße, gegenüber der Jacobikirche

25 Jahre

Fiebelkorn=Hüte

Erstes Spezialhaus
für eleganten Damenputz

Stettin, Kleine Domstr. 18, Fernspr. 31890

Damenmoden

PRÜSS G. M. B. H.

Gr. Wollweberstr. 37/38

Das Spezial-Haus für

Damenkleidung

zeigt den Eingang der
Frühjahrsneuheiten an

J.C. Greiner

Paradeplatz 25.

Spezialist für Augengläser

Städt. Realschule Wollin i. P.

Öffentliche höhere Lehranstalt für Knaben u. Mädchen,
Klassen VI bis VII, Klasse für VIII einer Oberrealschule
Kleine Klassen, daher individuelle Behandlung. Neue Leitung.
Für körperlich geschwächte Stadtkinder sehr geeignet, da
landschaftlich schöne Gegend (Wasser- und Wintersport).
Für auswärtige Schüler kein erhöhtes Schulgeld. Unter-
bringung in gut. Pensionen. Beaufsichtigung d. Schularbeiten.
Anmeldungen beim Studiendirektor

Der Bürgermeister der Stadt Wollin

Wilhelm Schmidhild
„Einfallende Schwäne“

Aus „Deutsche Jägerzeitung“
Verlag J. Neumann, Neudamm

Schwänenlied

Von Sophie Fleischer

Nordlandfelsen drohend ragen —
Wogen branden sonder Gnade,
wie in grauer Vorzeit Tagen
um verpessene Geslade.

Durch der kalten Nächte Schweigen
Nordlicht rinnt in fahlen Bändern —
Weißer Schwäne schöner Ziegen
kehrt zurück aus warmen Ländern.

Und ihr Sang auf Silberflügeln
bricht den Bann der Dämmerwesten
leuchtend Sehnsuchtslieder klingen
aus den tiefen Einsamkeiten.



Unser Pommerland

Monatschrift für das Kulturleben der Heimat
Verlag von Fischer & Schmidt in Stettin



20. Jahrgang

Januar/Februar 1935

Hest 1

Hitler

Wem das Geschick die Sternenbahn verheißt,
an dessen Scheitel darf kein Blitz sich wagen;
zur Höhe wird er steil emporgetragen
vom Sturm, der das Vermorschte niederreißt.

Die Uhr, an der dein Lebenszeiger kreist,
hebt aus, den großen Mittag anzufagen;
mit zähem Arm hast du die Flut geschlagen,
bis donnernd nun sie den Erwecker preist.

Ins Loch verkriecht sich das Gewürm der Krittler,
seit jedes deutsche Kind dich liebt und kennt
als seines Volkes gottgesandten Mittler,

der alle Zwietracht aus den Herzen brennt
und flammenlodernd uns den Namen Hitler
wie ein Fanal hinglüht ans Firmament.

Hans Goethe

25. Ausstellung des Pomm. Künstlerbundes in Stettin

Von Karla König

Die Jubiläumsausstellung des Pommerschen Künstlerbundes in den Erdgeschoßräumen des Stadtmuseums im Dezember konnte im Januar verlängert werden, ein Beweis, wie stark das Interesse der Öffentlichkeit war. Dann wanderte sie nach dem benachbarten Stargard, das ihm rege und kunstfreundlich die Aula des dortigen Oberlyzeums öffnete.

Andere Malerbünde in Pommern zerfielen in stürmischen Jahren, der Pommersche Künstlerbund behielt seine organisatorische Geschlossenheit und eine ruhige Tradition. Stille, starke Verbundenheit mit der Heimatsholle ist das Kennzeichen der Ausstellung, die pommersche Landschaft herrscht vor. Die vom Stettiner Museumsverein veranstaltete ausgezeichnete Ausstellung pommerscher Künstler „Das Land am Meer“, die ihr an gleicher Stelle vorausging, zeigte dieselben Grundlagen. In beiden Ausstellungen trat das Grüblerische, Stillversonnene des pommerschen Menschen klar hervor, seine Neigung, allein zu bleiben, seine tiefe Liebe zur Heimat, vor allem zu Meer, Strom und Acker. Das ist die positive Seite, die sich aus der schweren Ruhelage des pommerschen Menschen entwickelt, der von Natur ernst, gediegen und innerlich ist.

Wo Heimatentfremdete die locker gewordenen Wurzeln neu befestigen müssen, hat er kaum eine Arbeit vorzunehmen. Denn er hat in der lange verachteten Heimatkunst immer gewurzelt. Ein Teil dieser pommerschen Maler gelangte mit seiner Wirkung über die Grenzen der Provinz nie hinaus. Aber auch diejenigen, die mit ihrer Kunst Geltung im Reich eroberten, sind der Heimat mit tiefster Treue verbunden, voran die beiden unentwegten Verkünder pommerscher Eigenart Eugen Deffert-Diessen und Hans Hartig-Berlin. Sie dürfen vor allem das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, dem deutschen Süden und Westen klargemacht zu haben, daß es in Pommern ganz Besonderes zu sehen gibt. Und daß es auf ganz besondere Art gesehen und erfaßt werden kann. So zeigt Eugen Deffert auch in dieser Ausstellung des Pommerschen Künstlerbundes mit seinem „Stettiner Fischbollwerk“ und dem Bild vom „Dunzig“ die Oder, wie wir sie lieben, den Strom, der schon die ferne Weite der See in sich aufgesogen hat, die wunderbare atmosphärische Verschleierung der pommerschen Wasserluft. Und

Hans Hartig-Berlin spricht ebenso verständlich und echt pommersch auf andere Weise zu uns („An der Lastadie-Stettin“, „Am grünen Graben-Stettin“) in ausgezeichneter Aufteilung, motivisch geballt, in wuchtiger Schwere und farbig wundervoll.

Mit Inbrunst zeugt Ernst Kolbe-Berlin in „Pommersches Land“ für die ernste und zarte Seele der pommerschen Landschaft, Hans Völker-Wiesbaden stellt das zerrissene Dunkel über dem kleinen pommerschen Ostseehafen bewußt gegen die zarte Helligkeit seines „Rheinhafens“ und vertieft sich in die graugrüne „Brandung“ der Ostseewelle. Und wenn sich Karl Wendel-Berlin mit seiner „deutschen Landschaft mit blühender Wiese“ in groß gefühlter Aussprache ins Weite gedehnt hat, so verschmäht er ebensowenig, die lebendige Stille des „Haffufers in Lebbin“ zu schildern.

Die Spiegelungen der Lebensalter sind bei den Ausstellenden, die von dem siebzehnjährigen Curt Topel-Hamburg bis zu den Jungen Anfang der zwanziger Jahre reichen, in der Maltechnik deutlich erkennbar. Die impressionistische Malweise herrscht vor. Einen ausgesprochenen Sinn für Bildwirkung im Figürlichen und Landschaftlichen entwickeln die Jüngsten, voran Franz Theo Schütt und Johannes Mangel-Misdroy. Zeitverbundenheit prägt sich in diesem klar gestaltenden Willen aus.

Selbstverständlich muß es erscheinen, daß die Bilder des Jubilars Topel noch immer die Ruhe spannungsloserer Zeiten atmen. Die Technik ist auf der Lebenshöhe stehen geblieben. Die Bilder vom Hamburger Hafen und der Werft sind ruhegesättigte Impressionen.

Jugendlich, mit Verbindungen zum Leben nach allen Seiten hin, steht der zweite Jubilar dieser Ausstellung, Franz Schütt, der Vorsitzende des Bundes, in dieser Ausstellung. Wenn auch das schöne Selbstbildnis, das mit so viel Verinnerlichung gemalt ist, die Reise spiegelt, die sich selber zu wagen weiß. Im übrigen ist die Vielseitigkeit des Menschen mit univerveller Anlage sehr deutlich erkennbar, und die Maltechnik geht stets mit dem Gegenstand mit. Altdeutsch spröde in der Linienführung und dabei so klingend farbig wie eine Glasmalerei ist der „Gang nach Emmaus“. Leicht, elegant, impressionistisch getüpfelt wird das Strandleben von heute in Ahlbecker Bildern in dieser und der verfloffenen Ausstellung behandelt. Der Lyriker, der zu seinem 60. Geburtstag als Geschenk für die anderen seinen Gedichtband „Harfend Herz“ in neuer Auflage erscheinen läßt, spricht mit kombinierten Mitteln in der kleinen Vellstudie „Grabstätte des Vaters“. In diesem Sechzigjährigen ist noch heute alles im Fluß. Jede Ergriffenheit ist noch möglich.

Andere gehen klar vorgezeichnete Wege. Wie Hermann Hammer mit seinen klar und gut geformten, zu architektonischer Wirkung gelangenden Aquarellen vom Dunzig, Freihafen und Reiberwerderhafen. So gut, auflösend und erhellend wird hier gezeichnet, daß das Malerische dahinter zurücktreten muß. Das gilt sogar für die „Oderwiesen bei Rurow“ und das sparsam aber apart kolorierte „Bei Güstow“.

Nur mit der Farbe, mit sehr feinen malerischen Mitteln arbeitet Walther Erdmann = Stettin. Seine Landschaften sind von Stimmungsreiz ganz erfüllt. Interessant zu sehen, wie er unentwegt Weiß ins Grün arbeitet, um den feinen fließenden Nebel in „Am Oberlauf der Weser“ zu erreichen. „Spätherbst im Plönetal“ und „Weiden an der Plöne“ sind Bilder von ganz reinem Klang des Landschaftlichen, beseelt und innerlich. Dem köstlichen Frühlingsblau in „Weiden an der Plöne“ hält die Wiese vielleicht nicht strahlend genug Widerpart. — Daß Erdmann sich im Zarten nicht erschöpft, zeigt ein so überraschend starkes und visionär erfülltes Bild wie sein „Nachtmarsch in Frankreich 1918“.

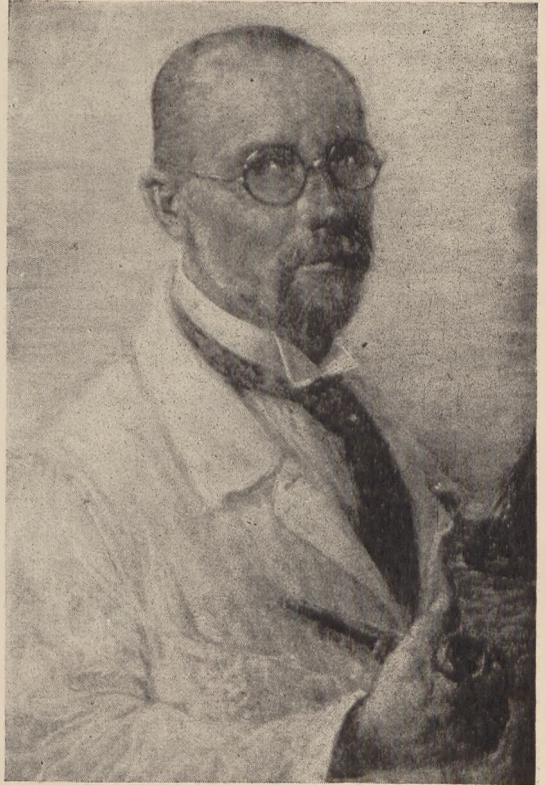
Hartmann = Drewitz = Heringsdorf bringt Aquarelle, die eine elegante, feste und feine Handschrift zeigen. Der Bildausschnitt „sitzt“, gleich, ob es sich um Dampfer und Schiffe am Bollwerk oder um die alten Häuser in Stralsund handelt. Eindrucksvoll auch Walter Bökers Aquarelle, markant in der Linie wie die „Windmühle bei Armenheide“. Eigenartig wirkungsvoll wird der Backsteinbau im „Kloster Kolbzig“ behandelt. Daneben ein modernes Problem wie die „Feldmühle“, auch ein Aquarell und „Am Bleichholm“.

Der „Pommersche Bauer“ von Otto Kuske = Stettin, der so nachdrücklich, etwas mit dem Habitus des lateinischen Bauern in sein Buch schaut, ist ein Zeugnis dafür, daß man mit wenig Mitteln viel erreichen kann. Ein gutes Bild. Ein guter Bildausschnitt „Am Drakigsee“. Otto Lang = Wollin, jetzt Stettin, ist mit „Segelschiffen“, „Alte Stadt“ und dem bemerkenswerten „Roten Haus“ im ganzen weniger charakteristisch an dieser Ausstellung beteiligt als sonst. Otto Tarnogrodski = Stettin läßt mit seinen farbensprühenden Bildern „Alt-Pölitz“ und dem lebendig kreisenden „Flotte Fahrt“, dem „Herbst“ einer Laune die Zügel schießen, die nur bei dem stets Jugentlichen nicht wundert. Und bleibt der Techniker, dem Gewagtes gelingt.

Franz Höhne = Barth ist unstreitig eine Begabung. Fest sitzt der Bildausschnitt in „Mutter und Kind“. Aber die mehr als unsicheren Rosatöne, an sich raffiniert in Braun verschmolzen, ziehen sich aufreizend durch alle

drei Bilder und haben wohl nur in der „Mole“, wo sie auch am zartesten auftreten, die gegebene Heimat. Gar zu sehr „Dorfdepp“ ist dieser „Mäher“, als daß er als Repräsentant pommerscher Bauernkraft gelten dürfte.

Der Beleuchtung des Strandbes hat auch Horst Bauer = Swinemünde leichte Gewalt angetan. Aber diese Biegung der Steilküste mit dem kühn geschwungenen Strandbogen, die wir als großen Eindruck an unserer Ostseeküste Jahr um Jahr andächtig erleben, rechtfertig als wuchtige Bildgestaltung den Namen „Land am Meer“. Im „Schloßpark in Pom-



Franz Schütt

Selbstbildnis

mern“ ist es ihm nicht so sehr geglückt, einen typischen Ausschnitt zu erfassen und die Tiefe sprechen zu lassen.

Auf Zempin a. Usedom lebt Hugo Scheele. Farblich schön seine Aquarelle mit dem ausgeglichenen Grau und Braun; der Reiz des Ungewissen umschimmert die „Frühmesse am Lago maggiore“. Schade, daß in dem sonst vortrefflich gemalten Fischstilleben die Nase in dem Fisch zu stecken scheint, reizend die Miniature „Die Hagebuttenrose“.

Es wurde schon gesagt, daß die Landschaft überwiegt. Wenn die weiblichen Künstler gesondert betrachtet werden, so zeigt es sich, daß ihre Domäne vor allem Mensch und Blume ist. Margarete Bartow = Berlin malt ihren Rittersporn locker und farbig, ihr kräf-

tiger Strich kommt der angeborenen Majestät der Gladiole zugute, ohne freilich deren farbige Glut zu erschöpfen. In dem Aquarell „Birkhahnbalz“ gehen Farbe und lebendige Umrißführung erfreulich auf. Fein und hell ihr „Märktisches Dorf“.

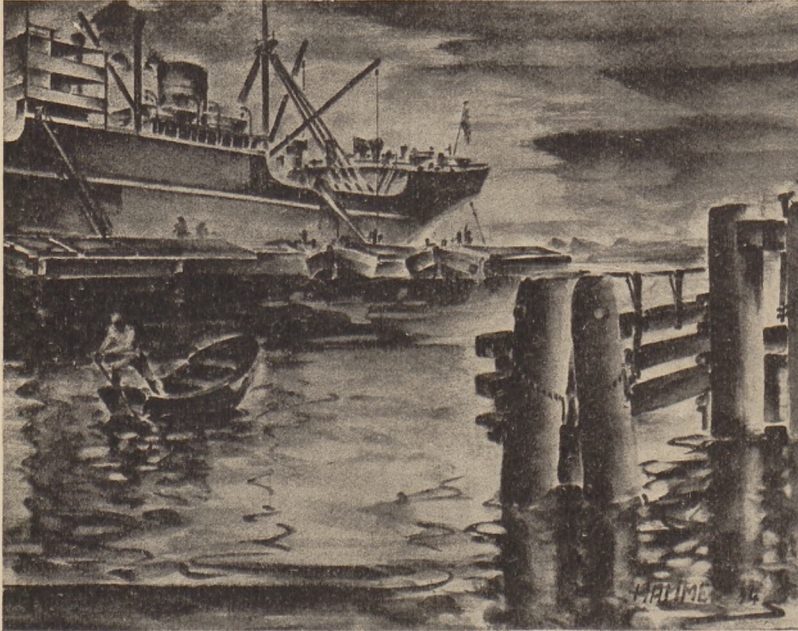
Elisabeth Büchsel = Stralsund hat in ihrem großen Delbild „Beim Vesperbrot“ ganz ausgezeichnete Modelle für ihr schönes altes Pommernehepaar gefunden. So ist das Bild geeignet, über den Einzelfall hinaus ein Schlaglicht auf den Menschenschlag der Küste zu werfen, dem Treue und Redlichkeit an

Pommern und dem Schwarzwald sind stark gefühlt.

Die Seniorin der pommerschen Malerinnen Helene Rutkowski ist immer noch mit alter männlicher Energie am Werk. Ergreifend im Ausdruck die „Alte Frau“, ganz Leiden und Verinnerlichung; mehr auf das Dekorative gestellt das Männerbildnis „F.“ mit interessanten Einzelheiten. Ein kleines Aquarell „Pommersche Landschaft“ zeigt die Kömmerin.

Als Porträtmalerin wird man sich Lotte Schröder = Krüger = Potsdam merken müssen. Von geschlossener Wirkung, ruhig und verinnerlicht, in poseslosem Ernst ihr Männerbildnis. Persönlich gestaltet und doch auf Ähnlichkeit gestellt. Ihren „Sonnenblumen“ und „Zitronen“ merkt man an, daß sie sich — durchaus zu ihrem Besten — an Cézanne geschult hat. — Anna Wolkenhauer sendet den mit Schwung gemalten „Wartenberger See in Pommern“ — Die kleinen flotten Pinselzeichnungen, die Gertrud Skrabz = Stettin als Gast sendet, bereiten Freude.

Ein geborener Schlesier, Eduard Jokisch, hat Pommern zur Wahlheimat erkoren. Die stärkste Landschaft der Ausstellung, der großzügig gestaltete „Blick vom Patscherkofel ins Inntal“ stammt von ihm. Das Wildromantische der deutschen Gebirgslandschaft



Hermann Hammer

Am Duzig

der Stirne geschrieben steht. Das Mädchenbildnis „Lening“ ist etwas weich ausgefallen. Von besinnlicher Stärke der Empfindung die „Morgenstimmung“.

Ilse von Heyden = Linden = Demmin („Schlesische Lauben“, „Park in Genf“) ist nicht ohne Eleganz. Irene Hirsch = Pakelt = Stettin bringt u. a. eine gute Pinselzeichnung „Lesende Bäuerin“. „Der Fensterplatz“, auch Pinselzeichnung, bringt leider gerade perspektivisch keine Erfüllung. — Angelika von Lepell = Bodejuch malt ihr „Herbstlaub“ wirklich schön. Schade, daß das Bild durch die bemalte Vase und die blaue Schale zur Seite überkomponiert ist. „Eisenhut und Karthäusernellen“ wie auch „Betunien“ bleiben schön auf die Blume konzentriert. — Das stärkste Blumenbild der Ausstellung sind übrigens Deckerts „Dahlien“.

Else Prielipp = Stargard stellt sich mit ihrem Delbild „Aus einem Stahlwerk“ kraftvoll in die Zeit. Auch die Landschaften aus

kommt prachtvoll heraus, Tiefe und Weite der Sicht, die Bewegung der Luftmassen sind malerisch geformt, wie man es nicht oft sieht. „Frauenchiemsee“ und der „Blick über das Bachmühlental“ sind innerlich verbunden durch die Empfindung für Weite. „Diana“, völlig unmodern, überzeugt trotzdem, ein Porträt Frau R. steht in einer anderen Linie durch eine fremdartige Eleganz. Hinter diesen Bildern spürt man Persönlichkeit.

Persönlichkeit spürt man sonst am stärksten vor den Jüngsten. Sie haben die unmittelbare Verbindung zu der stählernen Zeit. Daher eine Plastik im Ausdruck, ein ausgesprochenere Sinn für Bildwirkung, der sich vom Stimmungsraum bewußt fernhält. Ein Beweis dafür die „Oberlandschaft“ von Franz Theo Schütt, die so intensiv im Ausdruck ist. Linie und Farbe schließen sich mit einer neuen Bewußtheit zusammen, eine neue Ehrfurcht vor dem Handwerklichen geht damit Hand in Hand. Noch sind Härten und Sprödigkeiten

da. Aber auch die starke Begabung ist da und ein Ernst, der frühe Reife zeugen wird. Ein reiner, herber Klang in den „Ausfahrenden Fischerbooten“, ebenso auf dem Boden der Heimat gewachsen „Der Angler“ und das „Wracke Segelschiff“.

Wie eine Verkörperung dieses herben norddeutschen Frühlings blickt dem Beschauer das Selbstbildnis von Johannes Mangels-Misdroy entgegen. Es gehört zu den besten Porträts. In „Fischer ziehen ein Boot ins Wasser“ ist die Perspektive noch nicht restlos gelöst, aber die Auffassung erweckt Interesse.

„Hafflandschaft im Frühling“ ist von zart-herbem Reiz. — Auf einer anderen Ebene völlig modern Günther Machemehl = Iershöft. Gedämpfter hat er diese Ausstellung beschickt als die voraufgehende und dadurch gewonnen. Seine Aquarelle „Alster“ und „Kalabasse mit Kresse“ sind schön in farbiger Kühnheit.

Wie bei Franz Theo Schütt vererbt sich künstlerische Begabung des Vaters bei Immanuel Meyer = Pyritz. In seinen italienischen Landschaften ist das Problem Italien, das sich als seelische Angelegenheit für den Nordländer nicht im Ansprung fassen läßt, noch nicht ganz bewältigt, aber sie erheben Anspruch auf Beachtung und lassen eine schon sichere Hand erkennen.

Das Selbstbildnis von Karl Wegner = Stettin weist leider starke Verzeichnungen im Figürlichen auf, der Gesichtsausdruck interessiert. Das Beste die groß und ruhig gestaltete „Oberlandschaft bei Niederzahren“. In „Fort Preußen“ sind die grauen Häuser sehr wirkungsvoll mit Rot abgedeckt. Ein gelungenes Stück der engsten Heimat auch „Aus Stettin = Grabow“.

Der junge Tierzeichner Werner Ehler = Stettin leitet zugleich zu den Plastikern über. Die Kreidezeichnungen von Löwen, Eisbären, Tigern zeigen mehr als ein Abkonterfeien, sie bedeuten Einfühlung in das zugleich nahe und ferne Geschöpf, das uns das Tier immer sein wird. Im „Tiger“ mit seinen Kindern kommt der Gegensatz zwischen der reifen Majestät der Tigerin und der täppischen Drolligkeit der Kleinen mit ihren schwer sorgenvollen Stirnfalten gut heraus. Der Eisbär ist nicht ohne suffizanten Humor. Eine Holzplastik „Eisbären“ führt die Linie zur Plastik weiter. Eine Holzplastik „Seemanns-

kopf“ steht im Expressionistischen. — Die leicht und zart gemalten Aquarelle von W. Körner = Züllchow bevorzugen das Idyllische.

Ewald Stockfisch = Stettin, der vor einiger Zeit noch ein junger deutscher Arbeiter war, bevorzugt als Plastiker Darstellungen aus dem schaffenden Leben, wie den „Sitzenden Arbeiter“ und „Arbeiter mit Spaten“. Er ist aber auch imstande, eine so fein durchgestaltete Porträtbüste zu schaffen wie die Bildnisbüste des Malers Fuchs. Sie ist geschaut und geformt, und auf dieser Linie sollte der junge Künstler vor allem weiterbauen. — Ernst



Otto Kuske

Drabig-See

Wossidlos kleine Holzplastik „Rabe bei großer Wäsche“ ist das Ergebnis scharfer Beobachtung und hat Humor. Der Affenfries gehörte nicht in diese Ausstellung. — Martin Meyer = Pyritz, jetzt Berlin, der bekannte Tierplastiker Pommerns, schickte eine so reizend humorvolle Bronze wie „Abu Markub“, ferner die fein durchgeformten Pelikane und die Marabuschale.

Unser Oberbürgermeister Dr. Faber eröffnete vor geladenen Gästen die Jubiläumsausstellung des Pommerschen Künstlerbundes und gab darüber hinaus seiner Fürsorge für unsere pommerschen Maler durch Ankäufe für das Museum Ausdruck. Die Stadt Stettin kaufte für das Museum folgende Werke: Elisabeth Büchsel: Beim Vesperbrot; Walther Erdmann: Odertal bei Güstow; Hermann Hartmann = Drewitz: Segelschiffe im Hafen, Alte Häuser in Stralsund; Ernst Kolbe: Pommersches Land; Johannes Mangels: Hafflandschaft; Franz Theo Schütt: Ausfahrende Fischerboote. Von Franz Schütt wurde nachträglich



Margarethe Bartow

Birthehubatz

das in der Ausstellung „Land am Meer“ gezeigte Bild „Friedhof in Breitenberg“ erworben. Im übrigen fanden sich auch eine Reihe von Privatliebhabern. An Bildfreunde wurden verkauft: Elisabeth Bütschel: Morgenstimmung; Walther Boeker: Windmühle bei Armenheide; Eugen Deffert: Dahlien; Walther Erdmann: Weiden an der Plöne; Werner

Ehlert: Junge Löwen; Hermann Hammer: Am Reiherwerderhafen; Ernst Kolbe: Vorfrühling; Meyer-Pyritz: Marabuschale; Karl Wendel: Deutsche Landschaft mit blühender Wiese.

Man darf ohne weiteres erwarten, daß aus dem sichtbaren Erfolg der Ausstellung allen Beteiligten neue Antriebe zum Schaffen erwachsen. In der nächsten Ausstellung wird wahrscheinlich eine gemeinsame innere Strahlung, die sich auf die großen Aufgaben der Zeit richtet, eine Zielverbundenheit mit dem Ganzen weit stärker hervorreten. Nach dem Vorbild des Socrates, der den Künstlern Aufgaben stellt, plant der Pommersche Künstlerbund eine Ausstellung unter dem Namen „Der schaffende Mensch“. Er gibt damit eine Zielrichtung an, spannt aber den Rahmen weit genug, um schädigende Uniformierung zu vermeiden. Möge das kommende Jahr für den Pommerschen Künstlerbund und darüber hinaus für die gesamte oft schwer gehemmte Künstlerschaft Pommerns ein fruchtbares und gesegnetes werden!

Die Post in Pommern

Kulturgeschichtl. Schilderung von Max Georg Teubner

1. Die Hamburg—Stettin—Danziger Boten (Pommersche Boten)

a) Die Anfänge des Botenwesens.

Auf der großen Handelsstraße, die von Antwerpen und Amsterdam nach Danzig führte, liefen schon im 14. Jahrhundert Boten mit Kaufmannsbriefen hin und her. Ihr Weg ging über Bremen, Hamburg, Lübeck, Wismar, Rostock, dann durch Pommern über Demmin, Anklam, Ueckermünde, Stettin, Alt-damm, Stargard oder Gollnow nach Naugard, Kolberg, Rößlin und Stolp nach Danzig. Stralsund und Greifswald waren an diesen Hauptkurs in Rostock bzw. Demmin und Anklam durch Botenverbindungen angeschlossen.

Die Boten gingen dann dazu über, mittels Wagens auch Reisende, Frachtgüter, Pakete und Geldsendungen zu befördern. Die Ueberschüsse aus diesem immer mehr wachsenden Unternehmen flossen bald so reichlich, daß die Boten zum Wohlstand gelangten.

Die Leitung des Hamburger Botenwesens lag — unter der Oberaufsicht des Rates der Stadt — in den Händen der Älterleute der Kaufmannsbörse. Sie stellten, um schrankenlosem Wettbewerb ein Ende zu bereiten, im Jahre 1593 drei zuverlässige Bürger als Boten für diesen Kurs an, zu denen bald ein vierter kam. Diese führten infolge ihres zunehmenden Wohlstands später die Reisen nicht mehr selbst aus, sondern nahmen hierfür Angestellte an; sie selber bildeten seitdem (etwa seit 1623) eine Art Direktorium. Um Unpünktlichkeiten abzustellen, beschloßen die Hamburger Börsenälten die Aufstellung einer Botenordnung im Jahre 1597¹⁾; sie bestimmte,

- a) daß jeder Bote im Sommer am 29. Tage, nachdem er von Hamburg nach Danzig gereist sei, in Hamburg wieder ankommen solle, und zwar immer Montags, während im Winter ihm höchstens 36 für die Hin- und Rückreise zugestanden wurden,
- b) daß die Boten auf die treue Erfüllung aller ihrer Dienstpflichten zu vereidigen seien und
- c) daß sie 300 Reichstaler Sicherheit oder Bürgschaft stellen sollten.

¹⁾ Hamburger Staatsarchiv. Archiv der Börsenälten. Bd. II 61a, Stück 245. Originalentwurf.

Wenn sie in Krankheits- oder Unglücksfällen an der Ausführung oder Weiterführung ihrer Reise verhindert waren, so mußten sie unverzüglich einen zuverlässigen, das Vertrauen der Kaufmannschaft genießenden Ersatzmann stellen. Die Boten mußten vorsichtig fahren, da die Wagen hochbepackt und die Wege, besonders bei andauerndem Regenwetter und in der Winterzeit, schwer passierbar waren. Der Brief-, Paket- und Güterverkehr war bedeutend, denn in verschiedenen alten Urkunden steht, die Boten hätten auf ihre Wagen so viel aufgepackt, daß sie unterwegs liegen blieben. Trotzdem mußten die Hamburger, die pommerschen und die Danziger Kaufleute sich dieser Schneckenpost auch für ihre Briefe bedienen. Die



Elisabeth Büchsel

Ehepaar

Gepäckbeförderungskosten und Passagiergelder waren hoch. Da war es kein Wunder, daß die pommerschen Boten durch ihre Fahrten reich wurden, obwohl sie meistens trunkfeste Männer waren, die unterwegs in den Wirtshäusern etwas draußgehen ließen. Im Jahre 1623 hatten sich die Klagen der Kaufleute über die Dienstführung der Boten so gehäuft, daß der Danziger Magistrat zwei Jahre später seinen Postmeister nach Hamburg schickte, um die Beschwerden zu untersuchen und gleichzeitig die Einrichtung einer Reitpost vorzuschlagen, die von beiden Seiten bis nach Stettin verkehren sollte. Hier sollte ein von Hamburg und Danzig eingeführter Postmeister die Briefe der beiderseitigen Boten auswechseln und die Gebühren verrechnen.

b) Teilung des Kurses in Stettin.

Demgemäß bat der Danziger Stadtbotenmeister (Postmeister) Hans Holst den Stettiner Magistrat namens der Hamburger und Danziger Börsenalten, einen „guten Mann“ namhaft zu machen, der in Stettin als Botenmeister für die Hamburg-Danziger (Pommerschen) Boten angenommen werden könne. Er deutete hierbei an, daß sich hierzu wohl der bewährte Stadtkanzlist Brüsehaber eignen würde. Dieser Vorschlag fand den Beifall des Stettiner Magistrats, und da Brüsehaber ebenfalls einverstanden war, so ward er am 15. September 1625 vereidigt²⁾. In der Eides-

formel gelobte er, daß er alle Briefe, Pakete und Geldsendungen, die ihm von den verordneten Danziger und Hamburger Postreitern wie auch von andern Boten, Kutschern, Kaufleuten usw. übergeben würden, gemäß der „Charte“ (Briefkarte = Briefverzeichnis) ungefäumt weiterbefördern oder den Empfängern zustellen und als Entgelt lediglich den Betrag erheben wolle, „als die Rolle (d. h. die Gebührenordnung) besaget“.

Brüsehabers Haus lag von der Stadtmitte ziemlich weit entfernt. Daher erklärte er sich damit einverstanden, daß die eingehenden Briefkarten im Gewandschnitts- und Seglerhause zu Stettin ausgehängt werden sollten. Dies Gebäude ward von den Ratsmitgliedern, den Kaufleuten und von andern Bürgern um so lieber besucht, als sich darin eine wegen ihrer guten Weine hochgeschätzte Trinkstube befand. Die Gäste konnten dann das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden, indem sie vor oder nach dem Trunkte die ausgehängten Briefkarten daraufhin durchsahen, ob auch für sie selbst Sendungen angekommen seien.

Fortan erfolgte die Auswechsellung der Briefe und Päckereien in Stettin durch Vermittlung des Postmeisters Brüsehaber, der auch die in Stettin zur Auslieferung gelangenden Postsendungen annahm und sie — je nachdem sie in der Richtung nach Hamburg oder nach Danzig gingen — den Hamburger oder den Danziger Boten aushändigte. Somit war der Gesamtkurs Hamburg — Danzig in zwei Teile zerschnitten

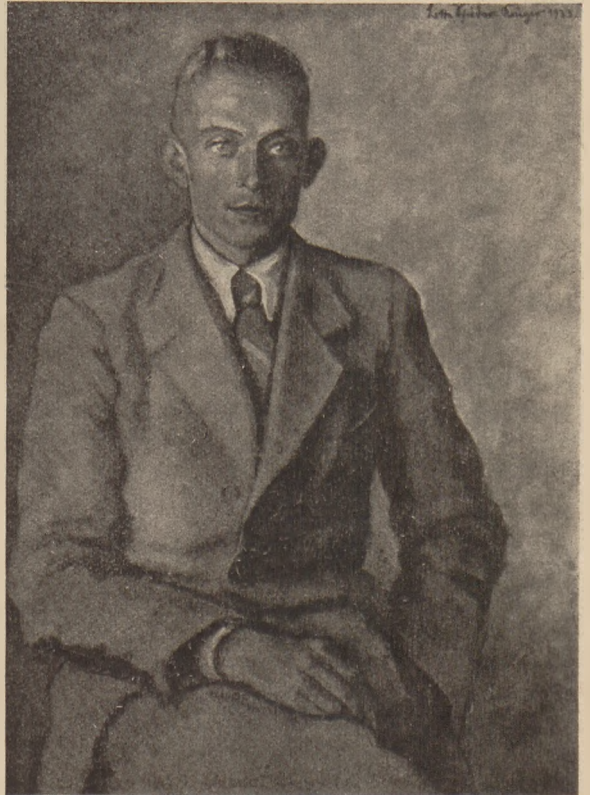
²⁾ N. a. D. Stück 261b. Spätere Abschrift aus dem Jahre 1645.

in Stettin; und seitdem nannte man die auf dem westlichen Teile verkehrenden Hamburger Boten „die Pommerschen Boten“, während die auf dem Ostteile verkehrenden als „die Danziger Boten“ bezeichnet wurden, obwohl doch auch diese einen Teil Pommerns berührten. Die seitens der Kaufmannschaft auf diese Maßnahme gesetzten Erwartungen erfüllten sich jedoch nicht gleich in vollem Umfang, denn die Pommerschen Boten wollten sich nicht so schnell an die pünktliche Einhaltung der Beförderungsfristen gewöhnen. Sie warteten nämlich in den pommerschen und mecklenburgischen größeren Städten oft auf abgehende Kaufmannsbriefe. Auch die Folgeerscheinungen des Dreißigjährigen Krieges, der Mecklenburg und Pommern furchtbar verheerte, machte sich — je länger je mehr — geltend. Verschiedene Boten wurden von der verwilderten Soldateska überfallen und beraubt; oft mußten sie große Umwege machen, um den räuberischen Horden zu entweichen. Infolge Auftretens der Pest und anderer verheerender Seuchen mußten die deutschen Staaten ihre Grenzen zuweilen längere Zeit für jeden Verkehr sperren. Reitposten wurden auf der Hamburg—Stettiner Strecke trotz des Vorschlags der Danziger Börsenalten im Jahre 1625 noch nicht eingeführt, es blieb vielmehr bei den bisherigen Wagenfahrten.

Die Briefbeförderung mittels der Botenwagen ging den Schweden, die inzwischen Pommern besetzt hatten, zu langsam vorstatten. Auf Veranlassung der Krone Schweden reiste daher der schwedisch=finnländische Postmeister Jakob Becker im Jahre 1641 von Riga nach Hamburg, um hier wegen Beschleunigung der Botenpostverbindungen zwischen Riga über Königsberg (Pr.), Danzig, Stettin und Hamburg zu verhandeln. Beckers Vorschlag deckte sich mit dem bereits im Jahre 1625 von der Stadt Danzig gemachten Vorschlag, denn auch er wollte anstatt der Wagenfahrten der Boten reitende Boten verkehren lassen. Sein Plan fand aber in Hamburg keine Gegenliebe. Unter Drohungen wiesen ihn die „zum Danziger Botenwesen verordneten Bürger in Hamburg“ ab, weil dadurch angeblich dem Handel großer Nachteil zugesügt werde und ein reitender Bote nicht so sicher fortkommen könne als einer zu Wagen, welche letztere Behauptung doch höchst auffällig erscheinen muß. Im Jahre 1645 versuchte Becker nochmals, seine vernünftigen Absichten zu verwirklichen, aber wiederum scheiterten sie an der Hamburgischen Hartnäckigkeit³⁾. Hamburg behielt seine — übrigens höchst einträglichen — Wagenfahrten bis Stettin vorerst noch bei.

e) Streitigkeiten der Hamburg= Danziger Boten mit Stettin, Schweden und Paris.

Inzwischen war der Stettiner Stadtpostmeister Brüsehaber gestorben. Als sein Nachfolger, Stadtpostmeister Rauk, im Jahre 1645 ebenfalls starb, führte die Neubesetzung dieser wichtigen Postdienststelle zu lebhaften Streitigkeiten zwischen Hamburg und Danzig einerseits und der Stadt Stettin anderseits⁴⁾. Die Stettiner Kaufmannsältereute wollten nämlich die Stadtpostmeisterstelle einem ihnen genehmen Bürger übertragen, während die Ham-



Lotte Schröder-Artler

Bildnis

burger Börsenalten und die Danziger Postherren das Recht der Besetzung dieser Dienststelle für sich beanspruchten; diese übertrugen auch tatsächlich das Amt einem gewissen Hans Briß, der die Tochter seines Amtsvorgängers Rauk geheiratet und der bereits zu Lebzeiten seines Schwiegervaters die Postgeschäfte mit besorgt hatte.

Im Jahre 1641 hatten die Schweden ein eigenes schwedisches Postamt in Stettin gegründet, das neben dem Stadtpostamte wirkte und namentlich schwedische amtliche Briefe beförderte. Im Jahre 1646 übertrug Graf Leonhardt (Linhardt) Torstenson,

³⁾ U. a. D. Stütt 257.

⁴⁾ U. a. D. Stütt 258b—270.

schwedischer General-Feldmarschall und Generalgouverneur des Herzogthums Pommern, die schwedische Postmeisterstelle in Stettin dem Jens Olsen (Jens Olofsen). Gleichzeitig theilte er dem Hamburger Räte mit, daß der in Stettin zwischen Hamburg und Danzig auszutauschende Briefwechsel dem Jens Olsen übergeben werden möchte. Der Hamburger Räte antwortete Torstenson, der Stettiner Postmeister sei gemeinsam von Hamburg, Danzig und Stettin eingesetzt. Er habe lange Jahre die in Rede stehenden Briefe ausgetauscht. Auch hätten der Schwedenkönig Gustav Adolf und seine Tochter, die Königin Christine, wiederholt mündlich und schriftlich versprochen, die Hamburger Bürger bei ihren Privilegien, Freiheiten und Rechten zu schützen. Daher könne auf Torstenson's Ersuchen nicht eingegangen werden.

Inzwischen hatten aber die Schweden dem 1645 in Stettin eingesetzten Hamburg-Danziger Postmeister Briß übel mitgespielt. Am 9. und 10. Juni 1646 waren schwedische Offiziere und Soldaten in sein Haus eingedrungen und hatten die eingegangenen Hamburger, holländischen, pommerischen und Danziger Briefe nebst den zugehörigen Briefkarten (Briefverzeichnissen) weggenommen. Briß war dann durch den schwedischen Profoß ins Gefängnis abgeführt und später wieder durch den Profoß und mehrere Soldaten nach Hause begleitet worden, um noch andere Briefverzeichnisse herauszugeben. Auch ward Briß durch die Schweden seines Amtes endgültig enthoben. Alle Bemühungen des Hamburger Rats um Rückgängigmachung dieser Maßnahme blieben vergeblich, und die Hamburger und Danziger Boten mußten nunmehr ihre Briefe durch Vermittlung des schwedischen Postmeisters Jens Olsen in Stettin auswechseln. Fast gleichzeitig hatte Torstenson den Vollarth Happach aus Riga zum Leiter des Postwesens in Pommern und Mecklenburg ernannt⁵⁾.

Im Februar 1648 versuchte der Kaiserliche (Thurn und Tarissche) Postmeister Abondio Somigliano in Hamburg gemeinsam mit dem königlich Polnischen Postmeister Antonio Gratta in Danzig, sich auf dem Hamburg-Stettin-Danziger Botenpostkurse einzudrängen. Er wollte nämlich alle bei dem Tarisschen Postamte in Hamburg ankommenden, nach Danzig und darüber hinausgehenden Briefe in ein Briefpaket einschlagen und dieses an Gratta absenden. Dies Paket wollte Somigliano mit einer eigenen reitenden Post befördern, die den Weg zwischen Hamburg und Danzig in 8 Tagen zurücklegen sollte, also in einer sehr viel kürzeren Zeit, als dies den Hamburgern mit ihren Wagenfahrten mög-

lich war. Dem Hamburger Räte gelang es zwar, die Absichten Somiglianos zu vereiteln. Aber der Hamburger Räte ward nun durch den Danziger Magistrat ersucht, daß die Hamburger Boten die Reise bis Stettin künftig beritten innerhalb 4 Tagen und die Rückreise ebenfalls binnen 4 Tagen ausführen möchten, ebenso wie die seit Jahren zwischen Danzig und Stettin eingerichteten Postbotenritte in je 4 Tagen bewirkt würden. Die Hamburger Boten erklärten das als unmöglich⁶⁾, aber seit 1650 geschah es doch.

Die schwedische Regierung suchte nach und nach auf den pommerischen Kurs einen immer größeren Einfluß zu erlangen. Ein Schritt auf diesem Wege war die 1653 erfolgte Absetzung des Hamburg-Danziger Postmeisters in Wismar und seine Ersetzung durch den schwedischen Postmeister David Wasserführer.

Am 12. November 1674⁷⁾ theilte der schwedische Postmeister in Hamburg dem Räte der Stadt mit, daß vom 19. November ab eine neue Post von Hamburg über Wismar, Rostock oder Güstrow nach Stralsund eingerichtet werden würde, die an jedem Donnerstag aus Hamburg abgehen sollte. Die Briefe nach diesen Städten und von Stralsund aus nach Schweden würden mit dieser neuen schwedischen Post viel schneller befördert werden können, als durch die Hamburger Pommerischen Boten. Die Hamburger Börsealten befürchteten daher mit Recht eine Schmälerung ihres pommerischen Botenpostwesens und sandten zwei Beauftragte zu dem königlich Schwedischen Residenten in Hamburg, Herrn von Graffenthal, um ihn zu fragen, was es mit dieser Neueinrichtung für eine Bewandnis habe. Der Resident erwiderte, sein König habe ihm schon vor Jahren befohlen, eine wöchentlich fahrende Post durch Pommern und über die Insel Rügen anzulegen. Bisher sei das nicht geschehen. Da nun aber die durch Dänemark fahrende schwedische Post großen Ungelegenheiten und Verzögerungen ausgesetzt sei, so habe sein Herrscher ihm neulich einen sehr ungnädigen Brief geschrieben, worin der frühere Befehl erneuert sei. Diese Post solle nun fortan an jedem Donnerstag auf möglichst geradem Wege nach Stralsund, der Insel Rügen und Tasmund geführt werden, wo die Postschiffe lägen. Der Weg stehe aber noch nicht endgültig fest. Diese Postverbindung scheint aber nicht zustande gekommen zu sein.

Im Laufe der nächsten beiden Jahrzehnte erstrebte die schwedische Regierung immer drücklicher, die Hamburger Boten aus dem Besitze des Hamburg-Stettiner (Pommerischen)

⁵⁾ N. a. D. II 61d, Stück 304.

⁶⁾ N. a. D. II 1a, Bl. 272.

⁷⁾ N. a. D. II 61d, Bl. 309.

Kurse zu verdrängen. Im Jahre 1695 richteten der Magistrat und die Postherren in Lübeck an den Hamburger Rat und die Börsenalten die dringende Bitte, in gemeinsamer Abwehr sich zu vereinigen gegenüber den Angriffen, die der schwedische Postinspektor Cannolt, der damals unter dem Namen „von Treuenfels“ geadelt worden war, mit starkem Nachdrucke gegen den Bestand des hansischen Postwesens in Pommern richtete. Zu Michaeli 1695 kamen die beiderseitigen Abgesandten in Bergedorf zusammen; sie brachten aber nur einen lahmen „Visitation=Rezeß“ zustande⁸⁾. Im Dezember desselben Jahres teilten die Lübecker nach Hamburg mit, daß dem Schwedenkönig von dritten Personen, die in den Besitz des pommerschen Postwesens zu gelangen suchten, eine Jahrespachtsumme von 6000 Reichstalern geboten worden sei. Tatsächlich wurde daher am Stockholmer Hofe erwogen, alle fremden Posten in Pommern aufzuheben und das pommersche Postwesen an einen Privatunternehmer zu verpachten. Inzwischen hatte der Rat der Stadt Hamburg wiederholt Veranlassung gehabt, bei der schwedischen Regierung Klage zu führen gegen den Postinspektor von Treuenfels, der sich Uebergriffe gegen die Hamburg=Stettiner (Pommerschen) Boten erlaubt hatte, und in den nächsten Jahren trat die Absicht, dem Hamburg=Pommerschen Botenwesen den Untergang zu bereiten, immer klarer zutage. Da sandten Bürgermeister und Rat der Stadt Hamburg mehrere geschäftsgewandte Beauftragte nach Stockholm, um jener Absicht entgegenzuwirken⁹⁾. Die Hamburger ließen es sich am schwedischen Königshofe ein schönes Stück Geld kosten, um ihre Postrechte auf dem pommerschen Kurse zu schützen, und man darf daraus



Eduard Jaksch

Bildnis Frau K.

ohne weiteres — im Hinblick auf den stark ausgeprägten kaufmännischen Sinn der Hamburger — die Schlußfolgerung ziehen, daß die Geldaufwendungen den auf dem Spiele stehenden Posteinkünften entsprachen. Der Aufenthalt der Hamburger Beauftragten zog sich von Mitte Dezember 1699 bis zum Juni 1700 hin, weil die Gegenseite außerordentlich hohe Forderungen stellte und hiervor nichts abhandeln lassen wollte, obwohl die Hamburger — um nicht alles zu verlieren — sich sehr

entgegenkommend zeigten. Eine für Hamburg günstige Wendung erhielt die Angelegenheit, als im September 1701 der schwedische Postdirektor Wathy durch seine Regierung beauftragt wurde, einen Vergleich zu schließen. Dieser Vergleich war für die Hamburger=Pommerschen Boten und die Hamburger Börsenalten über alles Erwarteten günstig¹⁰⁾.

Es mag unerörtert bleiben, inwiefern Wathy durch Bestechung zu diesem für sein Land wenig günstigen Vertrag bestimmt worden ist. Allerdings hatte sich Schweden durch diese Abmachung insofern einen großen Vorteil ge-

sichert, als seine Staats- und Ministerialbriefe innerhalb der freistädtischen Postfelleisen befördert und auf diese Weise feindlicher Beschlagnahme entzogen wurden; dies war für Schweden um so wichtiger, als Dänemark und Brandenburg=Preußen im Nordischen Kriege auf feindlicher Seite standen. Trotzdem ist mit Sicherheit anzunehmen, daß der schwedische Generalpostdirektor Akerhielm, der sehr nachdrücklich die schwedischen Postbelange verteidigt hatte, diesem Postvertrag niemals zugestimmt haben würde, weil dadurch Hamburg alles erreichte, was es nur zu erreichen wünschte. Tatsächlich wurde der Vertrag auch erst in Wirksamkeit gesetzt, nachdem Akerhielm gegen Ende des Jahres 1702 gestorben war¹¹⁾.

⁸⁾ U. a. D. II 61b, Stück 372.

⁹⁾ U. a. D. II 61d, Bl. 476, 481, 484, 488.

¹⁰⁾ U. a. D. II 61d, Bl. 500.

¹¹⁾ U. a. D. II 61d, Bl. 502.

2. Die Schwedische Post in Pommern

a) Postalisch-politische Verhältnisse.

Die Krone Schweden hatte im Jahre 1637 nach dem Tode des kinderlosen Herzogs Bogislaw XIV. unter Mißachtung der Brandenburger Erbrechte von Pommern Besitz ergriffen. Der schwedische General-Feldmarschall, Graf Torstenson, General-Gouverneur in Pommern, setzte alsbald einen schwedischen Postmeister in Stettin ein, dessen Wirkung sofort zu spüren war, denn in demselben Jahre 1641 führten Bürgermeister und Rat der Stadt Hamburg beim schwedischen Statthalter in Stettin, Johann Lillienströhm (Lilienström), darüber Beschwerde, daß in Stettin Briefe angehalten und geöffnet würden, ein Verfahren, das der freien Ausübung des Handels und auch der vom schwedischen Reichskanzler Oxenstierna erlassenen Anordnung schnurstracks zuwiderlaufe.

Lillienströhm erwiderte, das geschehe zur Verhinderung staatsgefährlicher Umtriebe, denn es sei wiederholt festgestellt worden, daß verschiedene Hamburger Kaufleute innerhalb ihrer Briefe heimlich Schreiben an Offiziere und Beamte fremder, der Krone Schweden feindlich gesinnter Staaten beförderten. Er wolle dem Hamburger Räte die Namen dieser Kaufleute auf Wunsch gerne angeben; er bitte dringend, den Hamburger Einwohnern solche Machenschaften zu verbieten, damit er künftig ohne Argwohn sein könne. Dann werde er auch keine Briefe mehr öffnen, sondern sie schleunigst abfertigen lassen¹²⁾.

Unterm 29. April 1646 ernannte die Krone Schweden den schwedischen Postmeister Volrath Happach aus Riga zum Leiter des Postwesens in den von schwedischen Truppen besetzten Ländern Pommern und Mecklenburg. In dieser Verfügung heißt es unter anderem:

„Trotz aller Verfügungen, die seitens der Krone Schweden bisher behufs eines wirksamen Aufbaus des Postwesens und zu dessen Vervollkommnung erlassen worden sind, treten doch so viele Beschwerden und Hindernisse dabei auf, daß die erwünschte Vollkommenheit dieses nützlichen und heilsamen Werks bisher nicht erreicht worden ist.

Daher muß einem getreuen und fleißigen Manne die Leitung und Handhabung des gesamten Postwesens in Pommern und Mecklenburg anvertraut werden. Hierzu wird im Hinblick auf sein bisheriges ersprießliches Wirken, seinen unerdrossenen Fleiß und die von ihm aufgewandten Kosten Volrath Happach aus Riga bestimmt. Er soll die Posten in Mecklenburg und Pommern durch getreue Leute und mit guten Pferden auf seine eigenen Kosten besorgen lassen. Die von ihm eingerichteten Posten müssen an bestimmten Tagen und bestimmten Stunden pünktlich ankommen



Franz Th. Schütt

Obertal

und abgehen. Er hat für die schnelle und richtige Zustellung der Briefe an den Bestimmungs-orten zu sorgen. Er soll befugt sein, solche Posten, „die nicht richtig und zu der Länder Wohlfahrt nützlich angelegt sind“, abzuschaffen oder zu verändern sowie neue Postverbindungen zu Fuß oder zu Roß einzurichten.

Schadloshaltung für seine Mühe und Unkosten wird ihm durch einen besonderen Kontrakt zugesichert werden.“

Gleichzeitig wurden alle hohen und niedern schwedischen Offiziere und Beamten, namentlich aber die Befehlshaber in den Städten und Festungen, durch die solche Posten gingen oder gehen würden, angewiesen, anderer Länder Obrigkeiten aber gebeten, dem Postverwalter Volrath Happach und seinen Leuten beförderlich zu sein und jeden Vorschub zu leisten, damit dies nützliche Postwerk zu aller Länder Wohlfahrt vollendet werden könne¹³⁾.

Happach teilte von Stettin aus am 28. Mai 1646¹⁴⁾ dem Bürgermeister und Rat der Stadt

¹²⁾ Hamburger Staatsarchiv. Archiv der Börsenalten. Bd. II 61a, Bl. 256.

¹³⁾ Hamburger Staatsarchiv. Archiv der Börsenalten. Bd. II 61d, Bl. 304. ¹⁴⁾ V. a. D. Bl. 302, 303

Hamburg, den Hamburger Börsealten und auch dem dortigen schwedischen Agenten seine Ernennung mit, wobei er erwähnte, er habe mit der Stadt Danzig bereits vereinbart, die Posten schleunigst „fortzusetzen“. Welche Bewandnis es mit dieser „Fortsetzung“ der Posten hatte, geht aus einem am 14. Juli desselben Jahres in Barth (Ostsee) verfaßten Schreiben Torstensons¹⁵⁾ an den Hamburger Rat hervor. Darin heißt es, Happach sei erbötig, eine Post von Danzig über Stettin und Lübeck nach Hamburg anzulegen. Torstenson empfiehlt in diesem Briefe seinen Schützling Happach dem Wohlwollen Hamburgs und bittet, die geplante Einrichtung dieser schwedischen Postverbindung möglichst zu fördern. Daß Hamburg sich gegen eine solche Post heftig sträubte, ist selbstverständlich, denn sie war ja dazu bestimmt, mit den Hamburg-Pommerschen Boten in schärfstem Wettbewerb zu treten oder sie zu beseitigen.

Anklam war die zweite Stadt Pommerns, die einen schwedischen Postmeister erhielt. Die Wahl fiel auf Melchior Rannengießer, der als Registrator in der schwedisch-pommerschen Kanzlei tätig war. Man hatte früher geplant, ihm das schwedische Postamt in Stettin zu übergeben; nun ward er im Jahre 1661 Postmeister in Anklam. Dies Jahr ist überhaupt als das Gründungsjahr der Anklamer Post zu bezeichnen, denn die Hamburg-Pommerschen Boten hatten für ihren Kurs anscheinend kein Botenamts (Postamt) hier errichtet. Der Stettiner Postmeister, der bisher ein Jahreseinkommen von 200 Reichstalern bezogen hatte, mußte merkwürdigerweise nun seinen Gehalt mit seinem Anklamer Amtsgenossen teilen, eine Anordnung, die sich aus dem ständigen Geldmangel der schwedisch-pommerschen Regierung erklärt.

Das Postamt in Anklam erhielt einen großen Verwaltungs- und Verkehrsbezirk zugewiesen. Die im weiten Umkreise Anklams liegenden Städte, wie Wolgast und Ueckermünde, besaßen damals noch keine Postanstalten; sie wurden durch einige Postlinien an Anklam angeschlossen; auf ihnen setzte die Regierung je einen „Postfahrer“ ein, der sich wohl aus den Erträgnissen der Passagier- und Güterbeförderung bezahlt machte, für die Briefbeförderung aber wohl keine Entschädigung bekam. Nachdem der Große Kurfürst 1676 Anklam erobert hatte, nahm er den schwedisch-pommerschen Postmeister Rannengießer in seinen Dienst und errichtete in Anklam ein brandenburgisches Postamt. Aber schon 1679 mußte Anklam wieder an Schweden übergeben werden.

Greifswald war, wie Stralsund, an den Hamburg-Pommerschen Botenkurs durch eine Nebenlinie angeschlossen, die in Anklam abzweigte und über Greifswald, Stralsund, Damgarten nach Rostock lief, wo sie im Hauptkurs endete. Es handelte sich hier um eine Reitpost, die vom Stralsunder Stadtbotenmeister unterhalten und vom Greifswalder Stadtbotenmeister (Postmeister) vermutlich gegen eine Geldentschädigung mitbenutzt wurde. Im Winter 1654 beschwerte sich die schwedisch-pommersche Regierung beim Schwedenkönig darüber, daß beide Städte sich ein eigenes Stadtpostwesen annahen und hierdurch die königlichen Postrechte schädigten; diese Annahme müsse beiden Städten verboten werden. Aber fast dreißig Jahre dauerte es, bis der Schwedenkönig zu diesem Antrage Stellung nahm. In der Zwischenzeit hatte der Große Kurfürst im November 1678 Greifswald eingenommen und entweder einen brandenburgischen Postmeister neben dem Stadtpostmeister eingesetzt oder diesen in brandenburgische Dienste genommen. Hierdurch erklärt es sich wohl, daß sich nach der 1679 erfolgten Rückgabe Greifswalds an Schweden ein schwedischer Postmeister an Stelle des städtischen Postmeisters in dieser Stadt findet. Seit 1684 wirkte in Greifswald als schwedischer Postmeister J. Palthenius. Anstelle obiger Reitpost war auf der Strecke Anklam-Greifswald-Stralsund eine Fahrpost getreten. Die Fahrten zwischen Greifswald und Stralsund führte je ein Postillion dieser beiden Städte wechselweise aus; sie wurden von dortigen Fuhrleuten gestellt. In Greifswald zweigte eine Fahrpost nach Demmin ab.

Stralsund ward von den Schweden zu einem Hauptknotenpunkt in der schwedisch-pommerschen Postenfette gemacht. Abgesehen von seinen Verbindungen nach Rostock, Greifswald und Anklam bekam es auch eine Post nach Barth sowie Seepostverbindungen nach Vistula und Riga.

Bis zum Jahre 1681 hatte diese alte Freie und Hansestadt ihren eigenen Stadtpostmeister gehabt, der von der schwedisch-pommerschen Postverwaltung völlig unabhängig war. Als er damals starb, befahl die schwedisch-pommersche Regierung dem Magistrat, diese Dienststelle nicht wieder zu besetzen, da ein schwedischer Postmeister im Namen des Königs ernannt werden würde. Und tatsächlich ernannte die Regierung alsbald auch den Alexander Neuman hierzu, ohne sich im geringsten an den Einspruch des Stralsunder Magistrats zu kehren, der nachdrücklich damit begründet wurde, daß die Stadt Stralsund seit unendlichen Zeiten im ungeschmälernten Besitze des Boten- und Postwesens gewesen sei. Schon vor 1681 führte die Stadt einen schweren Kampf gegen den schwedisch-pommerschen Gene-

¹⁵⁾ U. a. D. Bl. 305.

ralgouverneur, Grafen von Königsmark, weil er der Stadt alle ihre alten Rechte entreißen wollte. Nun kamen die Poststreitigkeiten hinzu. Der Ratsverwandte Johann Hagemeister ward sogleich beauftragt, eine ausführliche Bittschrift an den Schwedenkönig auszuarbeiten, worin die uralte Berechtigung der städtischen Ansprüche nachgewiesen werden sollte. In diese Bitt- und Denkschrift nahm Hagemeister 5 Gründe auf, die für den Rechtsanspruch Stralsunds auf sein Postwesen sprechen konnten:

1. Die Stadt ist seit unvordenklichen Zeiten im ungestörten Besitze der Posthoheit gewesen.
2. Dies trifft auch für den Zeitpunkt zu, als der Westfälische Frieden abgeschlossen wurde. In diesem Friedensvertrag vom Jahre 1648 sei der Stadt Stralsund ausdrücklich zugesichert worden, daß ihre Rechte und Gewohnheiten nicht beeinträchtigt werden sollten.
3. Im Jahre 1680 sei die Stadt ihrer Vorrechte „in civilibus“ aufs neue versichert worden.
4. Das Stralsunder Postwesen sei nur von geringer Bedeutung und würde in die Staatskasse wohl kaum einen Geldüberschuß abliefern können.
5. Die Kaufleute würden ihre Geldsendungen nicht gerne einem Postmeister anvertrauen, der nicht der städtischen Rechtsprechung und ihren Gerichten unterworfen sei.

Auf diese Denkschrift verfügte der Schwedenkönig Karl XI. aus Stockholm unterm 30. September 1681 folgendes:

„Die Posthoheit steht dem Landesherrn allein zu. Die Stadt mag, wenn sie es kann, Schriftstücke vorlegen, daß sie die Posthoheit rechtmäßig erworben hat. Obwohl die Stadt eine Zeitlang Postrechte ausgeübt hat, so ist dies nicht etwa seit unvordenklichen Jahren geschehen. Die Stadt hat sich nur der Fußboten bedient. Die von der Stadt vorgeschützte Ausübung von Postrechten würde sowohl den Verfügungen des Kaisers wie auch der „Reservation“ der königlichen Kommissare vom Jahre 1651 schnurstracks zuwiderlaufen. Die Stadt wird also bessere Beweise beibringen müssen, daß ihr das Recht auf Posten gebühre. Es soll alles im gegenwärtigen Stande beruhen, wie es die Königlichen Kommissare veranlaßt haben. Wir sind aber sonst stets in Gnaden geneigt, die Stadt bei ihren wohlhergebrachten und genugsam als wahr erwiesenen Vorrechten und Gewohnheiten zu schützen, soweit diese Vorrechte darauf abzielen, den Wohlstand sowie die Zunahme des Handels und der Nahrung Stralsunds zu vermehren.“ —

Mit dieser Entscheidung gab sich die Stadt jedoch nicht zufrieden. Trotz der ablehnenden Haltung des Königs und der schwedisch-pommerschen Regierung suchte sie immer wieder ihr vermeintliches Recht geltend zu machen. Städtischerseits wollte man nicht einsehen, daß die ersten drei in ihrer Denkschrift vorgebrachten Beweismittel nicht sehr stichhaltig waren, denn die schwedisch-pommersche Kommission hielt der Stadt vor, daß es sich dabei nicht etwa um verbrieftte Vorrechte handele, sondern um selbstgenommene Rechte, die auch durch lange Gewohnheit und durch den Westfälischen Friedensvertrag nicht geschützt



Martin Meher-Phryß

Abu Marfub

würden. Der vierte und der fünfte Grund waren aber durch geeignete Maßnahmen seitens der Regierung leicht unwirksam zu machen.

Auf die wiederholten Eingaben ging der Stadt unterm 21. Mai 1685 folgender Bescheid der Regierung zu:

„Seine Majestät der König findet die von der Stadt abermals vorgebrachten Gründe nicht erheblich genug, um dieserhalb das ihm zustehende Regal aus den Händen zu geben. —

Damit aber die Stadt und die Bürgerschaft hinsichtlich des Postmeisters „versichert“ sein könne, wenn ihm dann und wann Geld- oder Wertsendungen zur Beförderung anvertraut würden, so solle der jeweilige Stralsunder Postmeister, bevor er zum Dienstantritt zugelassen werde, eine bestimmte Summe als Kaution

stellen. Ueber die Höhe dieser Sicherheit möge die Stadt sich gegenüber der Regierung äußern.“ —

Die Stadt hatte die Zusicherung gewünscht, daß sie die Postmeisterstelle künftig bei ihrem Freiwerden wieder mit einem ihr genehmen Bürger besetzen dürfe, der sich bei seinem Dienstantritt Ihrer Königlichen Majestät durch einen Sonder-Eid „verbindlich machen müsse“.

Aber die Schwedisch-Pommersche Regierung und Karl XI. gaben nicht nach. Stralsund erreichte seinen Zweck nicht.

Das schwedische Postamt blieb bestehen, solange Schweden im Besitze Stralsunds blieb.

Zusammenfassend sei folgendes bemerkt:

Der schwedischen Regierung hatte bereits im Jahre 1654 der Plan vorgeschwebt, den pommerschen Städten das Recht auf eigene Posten zu nehmen und hier die Posthoheit sich anzueignen. Aber es vergingen doch mehrere Jahrzehnte, ehe das Ziel erreicht wurde. Der zeitweilige Zusammenbruch, den die schwedische Machtstellung an der Ostsee während des Zeitraums von 1675—1679 erlitt, hatte auch den Zusammenbruch der bisherigen Regierungspolitik zur Folge. Die Jahre 1680—1682 brachten dem schwedischen Königtum den Sieg über die Macht der schwedischen Stände und namentlich über den Reichsrat. Und nun begann eine Zeit der Zentralisierung und des inneren Ausbaus der gesamten Staatsverwaltung, nicht zuletzt der Reichspost. Der im Jahre 1654 erwogene Plan ward nun mit verstärktem Eifer wieder aufgenommen; und es dauerte nur wenige Jahre, so hatte die schwedisch-pommersche Regierung den pommerschen Städten ihr eigenes, selbständiges Stadtboten- oder Stadtpostwesen genommen und an dessen Stelle Königlich Schwedische Postämter gesetzt.

Ob schon in Schwedisch-Pommern eine richtige und formgerechte Postgesetzgebung vorerst nicht vorhanden war, so bestrebte sich doch die Regierung, den Postbetrieb durch zweckentsprechende Verordnungen zu regeln. Durch Verfügung vom 10. Januar 1699¹⁶⁾ ward das gesamte Postwesen „in Sr. Majestät deutschen Provinzen“ dem Kgl. Kanzleikollegium und der Oberpostdirektion in Stockholm unterstellt.

Seit dem Jahre 1699 ward das landesherrliche Postregal in Schwedisch-Pommern mit großem Nachdrucke durchgeführt, und auch mit dem innern Ausbau des Postwesens ging es gut vorwärts. Aber durch die Schlacht bei Pultawa im Jahre 1709 zerbrachen die Russen die schwedische Macht. Nun rückten auch für Pommern Kriegsnot und feindliche Besetzung in drohende Nähe. Dazu kam noch, daß eine furchtbare Pestseuche von 1709—1712 in Pom-

mern wütete und entsetzliche Verheerungen anrichtete. Dadurch wurde der inländische Postverkehr und der Verkehr mit den Nachbarländern schwer gestört. Kaum war diese Seuche verschwunden, so besetzten die feindlichen Mächte das unglückliche Vorpommern. Seit dem Beginn der preußischen Verwaltung Vorpommerns kam wieder eine kurze Ruhepause, so daß man die Posten wieder einrichten konnte. Erst nach Kriegsende, etwa seit 1720, war der Neuaufbau des schwedischen Postwesens in Schwedisch-Vorpommern nördlich der Peene möglich.

b) Einrichtung und Handhabung des Postdienstes in Schwedisch Pommern¹⁷⁾.

In Schwedisch Pommern gab es fahrende und reitende Posten; erstere besaßen das ausschließliche Vorrecht auf Beförderung von Reisenden. Privatfuhrleuten war es strenge untersagt, Personen zu befördern, die vermögend genug waren, um das Fahrgeld auf der Königlich Schwedischen Fahrpost zu bezahlen. Zuwiderhandlungen hatte der Fuhrmann mit 4 Salern Strafe für jede von ihm beförderte Person zu büßen. Reisende durften durch Fuhrleute nur dann befördert werden, wenn der Postwagen, der an demselben Tage abging, voll besetzt war. An den Tagen, an denen der Postwagen nicht fuhr, konnten sie Reisende befördern, wenn sie dies vorher auf dem Postamte angezeigt und hier einen „Passierzettel“ zum Preise von 2 Schilling für jede zu befördernde Person gelöst hatten.

Dem Mißbrauche, daß die Postwagen sich oft stundenlang vor den Wirtshäusern aufhielten, wo Postillione und Reisende dann ausgiebig zechten, ohne auf die vorgeschriebenen Abfahrtszeiten zu achten, trat die Verordnung vom 8. November 1704 entgegen. Ihr zufolge hatten die Reisenden auf ein vom Postillion gegebenes Posthornzeichen sich zur Reise bereit zu halten, wenn sie nicht zurückbleiben wollten.

Die Einnahmen an Personengeld und Paketgebühren bezogen die Posthalter (Postbauern) der verschiedenen Poststationen; an die Postkasse lieferten sie nur eine im voraus verabredete Summe ab. Dafür mußten sie die Postfahrten ausführen und die erforderlichen Pferde und Geschirre stellen. Waren die Einnahmen für eine Strecke so gering, daß der Posthalter (Postbauer) nicht auf seine Rechnung kam, dann mußte die schwedisch-pommersche Postverwaltung das

¹⁷⁾ Dr. J. C. Dähnert: Sammlung gemeiner und besonderer Pommerscher und Rügischer Landesurkunden, Gesetze, Privilegien usw. Stralsund 1769. Dieses aus mehreren Bänden bestehende, sehr umfangreiche Werk, enthält auch eine große Anzahl schwedisch-pommerscher Verfügungen, die sich auf das Postwesen beziehen.

¹⁶⁾ Archiv für Post und Telegraphie. Berlin 1876.

Fehlende zuschießen. Die Postbauern hatten die Briefelleisen unentgeltlich zu befördern.

Da die Regierung auf den regelmäßigen und pünktlichen Postzugang größten Wert legte, so waren den Posthaltern besondere Vorrechte gewährt, damit sie nicht bei Wahrnehmung ihres Dienstes irgendwie behindert würden. Beispielsweise brauchten sie für staatliche Zwecke, sei es in Kriegs- oder Friedenszeiten, keinen Vorspann zu leisten, wie das alle anderen Pferdehalter tun mußten. Sie waren von militärischer Einquartierung befreit; sie brauchten die Postreisenden auch nicht zu bewirten. Wenn sie oder ihre Leute erkrankten, so mußte amtseitig für Vertretung durch tüchtige Knechte gesorgt werden. Die sogenannten Durchzugssteuern, die die andern Fuhrwerke zu entrichten hatten für die Benutzung der Landstraßen, brauchten sie nicht zu bezahlen.

Mit den fahrenden Posten wurden in erster Linie Personen, dann aber auch Pakete und Briefe befördert.

Die reitenden Posten dienten dagegen ausschließlich zur Briefbeförderung.

Die Postmeister hatten werktags von 8 bis 19 Uhr in der Poststube anwesend zu sein; zur Zeit der Bettstunde und der Predigt war sie geschlossen. Die nachts abgehenden und ankommenden Posten mußten unverzüglich abgefertigt werden. Der Postmeister konnte sich durch einen dienstfahrenden Mann vertreten lassen. Den Postkunden war der Eintritt in die Poststube streng untersagt; sie mußten mit den Postbeamten am „Fenster-Schalter“ verkehren.

Vergaß sich ein Postkunde so weit, daß er Postbeamte bei Wahrnehmung ihres Dienstes mit Schlägen mißhandelte oder ihnen sonst Gewalt antat, so sollte er im Falle seiner Ueberführung durch Zeugen oder wenn er auf frischer Tat betroffen wurde, als Fried- und Bundbrüchiger am Leben gestraft werden. Wer Postbeamte mit Worten beschimpfte, sollte doppelt so hoch mit Strafe belegt werden, „welche sonst die Rechte in solchen Fällen verordnen.“ Anderseits mußten auch die Postbeamten und Postillione sich gegenüber den Postkunden höflich, bescheiden und dienstfertig erweisen, sonst wurden sie bestraft.

Begegnete einem Postwagen jemand auf der Straße, so mußte dieser dem Postwagen ausweichen, sobald der Postillion ins Horn blies; mindestens mußte er den halben Weg einräumen bei 1000 Reichstalern Strafe im Falle der Zuwiderhandlung.

Besondere Vorsichtsmaßnahmen wurden ergriifen, als in den Jahren 1710 und 1711 die Pestfeuche in Pommern große Verheerungen anrichtete.

Durch königliche Verfügung vom 28. November 1710 ward befohlen, daß in diesen Zeiten der Ansteckungsgefahr die Briefe möglichst ohne Umschlag aufgeliefert werden sollten. Vor der Benutzung mußte das Briefpapier in starken Essig gelegt werden. Auf den Postämtern mußte außerdem jeder abgehende und ankommende Brief nochmals mit Essig bestrichen, auf einem Drahtgitter getrocknet und mit einem bestimmten Räucherpulver geräuchert werden. Die Briefbeutel und Postelleisen wurden in derselben Weise behandelt. Die Stadtobrigadeen sollten die genaue Durchführung dieser Vorsichtsmaßregeln sicherstellen und zubereitetes Papier zum Verkaufe bereithalten. Die Postillione der Reitposten lösten sich in jener Pestzeit nicht auf den Postämtern der Poststationen, sondern außerhalb der Stadtmauern ab. Zu diesem Zwecke waren außerhalb der Städte Anklam, Demmin, Greifswald, Stettin, Stralsund und Uckermünde Hütten oder Buden aufgestellt. Fahrende Posten durften damals überhaupt nicht verkehren. Postkunden durften das Posthaus nicht betreten; die Postbeamten mußten die Posthaustür verschlossen halten und durften nur durch ein in der Tür angebrachtes Loch mit den Postkunden sprechen oder Briefe entgegennehmen.

Diese Maßnahmen scheinen sehr weitgehend zu sein, man muß sich aber vergegenwärtigen, in wie furchtbarer Weise die Pest hauste. Einer Visitation der Post durch Dienstvorgesetzte durfte der Postillion sich nicht widersetzen bei einer Strafe von 20 Reichstalern und Verlust des Dienstes im Weigerungsfalle.

Die Postreisenden wurden wiederholt gewarnt, Briefe oder Pakete von dritten Personen bei ihren Reisen mitzunehmen oder gar „den Unterschleif der Postillione“ durch Fehlerei zu begünstigen. Wie oft solcher Unterschleif durch heimliche Mitnahme von Briefen vorgekommen sein mag, geht aus einer Verfügung hervor, worin es heißt, daß Postreisende manchmal mehr Briefe heimlich befördern, als im Postelleisen sind. Auf jedes Lot derart beförderter Briefe war die ungeheuerliche Strafe von 10 Reichstalern gesetzt. Von den Strafgeldern erhielten ein Drittel die Postkasse, ein Drittel die Armen und ein Drittel der Anzeigende.

Die Postgebühr für Briefe in Armensachen- Angelegenheiten wurde aus der „Boten- und Armenbüchse“ bezahlt, in die die Postreisenden ihre Spenden zu legen pflegten.

Durch die Gebietsverluste Schwedens in Deutschland wurde der Wirkungskreis des schwedischen Postwesens immer mehr beschränkt. Als dann nach Napoleons I. Sturze auch der letzte Teil der schwedischen Besitzungen an Preußen übergegangen war, eröffnete die Preussische Post hier ihre segensreiche Tätigkeit.

(Schluß folgt.)

Heimatgrüße Ernst Moritz Arndts

Von Dr. Erich Gölzow

Wenn man vom Arndtturm auf dem Rugard den herrlichen Rundblick auf das schöne Eiland Rügen genießt, dann hastet der Blick besonders gerne im Nordosten auf den beiden Tasmunder Bodden und der nahegelegenen kleinen Waldinsel Pulitz, dem Vogelparadies. Dieses Inselchen innerhalb der größten Insel Deutschlands ist ein Kleinod, das immer die besondere Liebe Arndts auf sich gelenkt hat. Hier hat er so oft ein stilles, beschauliches Leben für sich erträumt, wie uns Gedichte und Briefe vielfach bezeugen, und doch trieb ihn der Kampf für sein großes Vaterland rastlos hinaus in die Weite.

„Liebliches Pulitz, du hast im Frühling Lieder der Schwäne, die sich in lenziger Lust sammeln ringsum auf der Flut;

liebliches Pulitz, du hast der Nachtigall Wundergesänge, hast den erhabnen Gesang immer, der brauset vom Meer;

wohl ein Nestchen der Liebe, die einsam gerne und still wohnt, wohl für die Unschuld ein Sitz, welcher der Lärm nicht gefällt.“

„All deine süße Schöne mußt' ich lassen,
all deine holde Stille mußt' ich fliehen,
ich mußt' ein größres Vaterland mir suchen.“

Es traf sich eigenartig, daß von Arndts liebster rügenscher Freundin Charlotte von Rathen die ihm wohl liebste unter den Töchtern später ihr Heim an demselben Kleinen Tasmunder Bodden fand, in dem Pulitz als eine Perle schwimmt. Friederike von Rathen (1806—1893), die ihren Rufnamen nach ihrem großen Paten Friedrich Schleiermacher trug, heiratete 1837 den Gutspächter Moritz Friedrichs (1797—1857), der wieder ein Patentkind Ernst Moritz Arndts war und nach ihm Moritz hieß. So verband Friederiken nun doppelte Verwandtschaft mit Arndt. Ihrer Mutter jüngste Schwester war Schleiermachers Gattin, und dessen Stieffchwester war ja bekanntlich Arndts zweite Frau. Moritz Friedrichs aber war ein Enkel des von Ernst Moritz stets so hochverehrten Ohms und „Patriarchen“ Hinrich Arndt in Pofewald, ein Sohn von Arndts Base (Cousine) Hanna Christine (1765—1846) in Silbitz, die in den nachfolgenden Briefen auch noch als die alte Muhme Mutter Friedrichs zweimal erwähnt wird.

Das junge Paar zog nach dem kleinen Pachtgut Streu am Südufer des Boddens. Westlich davon liegt Riekut, gegenüber auf einer Halbinsel Buhlitz, ein wenig östlich Prora und

die Prorer Bucht oder Wiek, und nach Nordwesten zu erblickt man von Streu aus das Eiland Pulitz. Als einzige Kinder wurden in Streu zwei Knaben geboren, die beide ihre Namen nach Ernst Moritz Arndt bekamen, und bei deren älterem er auch natürlich als Pate ins Kirchenbuch eingetragen wurde: Moritz (1843—1860) und Ernst (1846—1926). Nehmen wir dann noch hinzu, daß Friederike Friedrichs eine unverheiratete Schwester Lotte und einen Bruder Friedrich von Rathen hatte, der 1836—40 Pastor in Zirkow und dann in Wilminz war, so haben wir alle Nachrichten aus der Heimat beisammen, deren wir zum Verständnis der nachfolgenden GrüÙe bedürfen, die Arndt bis auf den zweiten und den letzten nach oft geübter Sitte anderen Briefen in die Heimat beilegte.

1.

An Friederike.

Bonn den 2. Mai 1839.

Meine liebe kleine Friederike. Jetzt haben die Schwäne bei Euch um Pulitz und Bulitz und Riekut ihre Liebezflänge wohl beendet und sind weiter gegen Norden gezogen und die Nachtigallen sind wohl gekommen ihre Stelle einzunehmen. O ich kenne Dein Streu und das Wunderbild von jenem Binnenwasser und jener Insel, wohin zuweilen noch eine Sehnsucht wie ein Traum aus einer andern Welt zauberisch lockt. Ich male mir das alles hell wieder vor und Dich in Deinem Garten an Deinen Ufern und zuweilen auf den Hügeln umher als eine fromme thätige Hausfrau. Ich weiß auch, daß keinem Menschen gegeben ist gleich zufriedenen frommen und sittigen Landleuten in ihrer stillen Umschrankung glücklich zu seyn. Ich habe solche Bilder gesehen, selbst an meinen frommen freundlichen und fröhlichen Altern sie gesehen, und sie stehen unauslöschlich meiner Seele eingedrückt. Möge Dein, liebes Kind, jener stille Friede und jenes zufriedene Glück seyn werden und bleiben! Amen!

Denke Du nur zuweilen an mich, und recht in Liebe, und glaube nur fest, daß ich Dein immer in Liebe und Freude gedenken werde; freilich immer noch in dem Bilde des kleinen runden und hellen Mädchens mit den freundlichen Augen, mit welchem ich weiland gespielt habe. GrüÙe Deinen lieben Moritz recht sehr, und auch meine liebe Muhme Mutter Friedrichs, die mir als Tochter in des alten Ohms Hinrich Arndt Hause, und später in dem eigenen, so oft mit freundlichen Blicken die Tafel gedeckt und die weichen Betten aufgeschüttet hat. Auch Deinen Bruder Pastor Fritz sollst Du freundlich grüÙen und ihn ermahnen, daß er nicht zu lange unheimlich in seinem Heim allein sitze. Auch Lotte sollst Du grüÙen

und sie bitten, daß sie uns recht bald mal schreibe und recht viel von Rügen erzäle.

Und nun Ade! Sey tapfer und treu und fröhlich in Gott!

Dein EMArndt.

2.

Herrn Moriz Friedrichs
und Frau Friederike von Rathen zu Streu.

Ich grüße Euch sehr, liebe Kinder, und meine Frau auch. —

Wir senden zwei unserer Söhne, den Roderich u. den Leubold, die nach Berlin studieren gehen, in unser schönes Rügenland. Sie werden Euch viel von Bonn und von uns erzählen; denn zum Schreiben ist mir bei vielen Geschäften jetzt die Zeit und die Feder zu kurz. Ihr werdet ihnen ein wenig helfen, die Prora und das Gestade der daran liegenden Wit und die reizende Insel Pulitz zu sehen. Auch sollt ihr sie zur Mutter nach Silbitz mit herzlichsten Grüßen von mir führen. In alter Liebe

Euer

EMArndt.

Bonn den
28. Aug. 1841.

3.

Bonn den 24. Junii 1843.

Es ist Johannis und noch schlägt eine letzte Nachtigal seit einigen Tagen recht lustig vor unsern Fenstern; nun erhalte ich Deinen hoffnungsvollen Brief, mein liebstes Friederikchen, und zugleich der lieben Mutter Brief, der fröhliche Erfüllung und Vollendung verkündigt, und ich muß mich wohl von ganzem Herzen eurer Freude freuen. So

segne Euch denn Gott und lasse Euch euer Büblein zu Ehren und Freuden aufwachsen! Amen.

Gern nehme ich die Patenstelle bei dem Knäblein an; gern wäre ich auch zur Taufe gefahren, wenn es sich so leicht nur über mehr als hundert Meilen hinfahren ließe, zumal für einen Alten, der 73½ Jahre auf dem Nacken hat. Gerüchte und Zeitungen lügen viel; ich habe weder daran gedacht noch

daran denken dürfen, diesen Sommer meine Heimath wieder zu sehen. So reiche ich Euch, liebe Kinder, denn aus der Ferne die Hand, bitte Euch aber meine Wünsche als die nächsten und fliegendsten zu nehmen. Gott beschütze und behüte Euch alle und gebe Dir, liebste kleine Friedrike, bald alle Stärke und Rüstigkeit wieder! —

Dein alter

EMArndt.

An Friedrike
Friedrichs

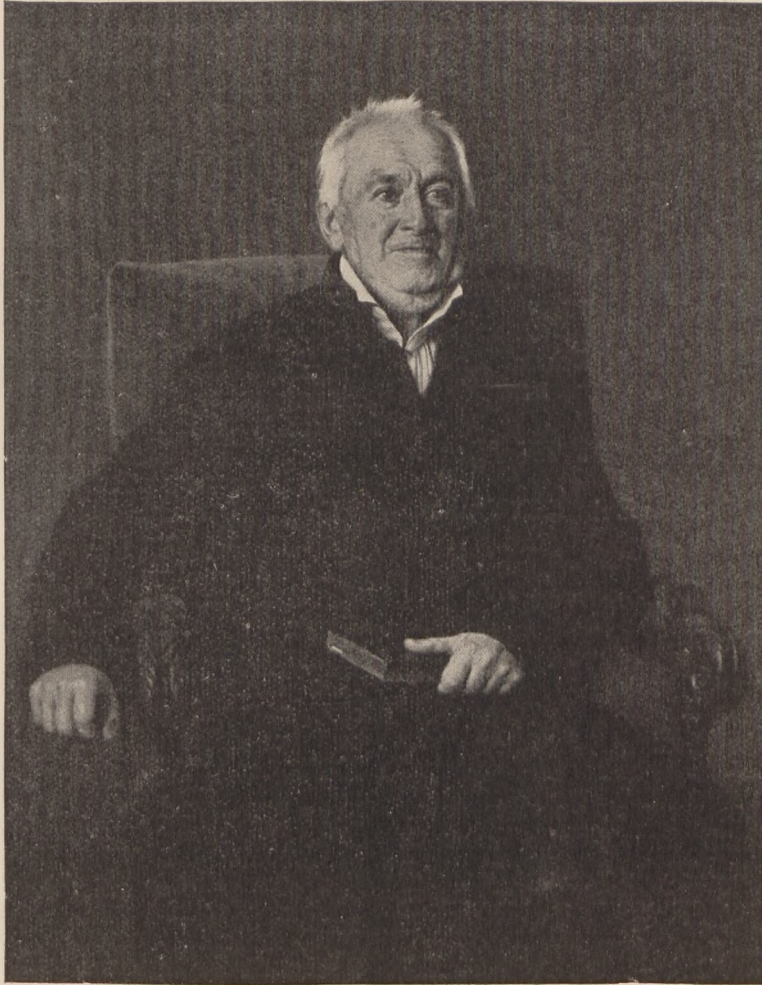
4.

Liebe kleine
Friedrike.

Tausend tausend Dank, liebes Kind, für alle schönen und treuen Wünsche und alle liebe

Nachrichten aus dem grünen Eiland und aus Deinem Hause. Gottlob sie lauten ja recht erfreulich. Möge Euch das kommende Jahr ein fruchtbares heiteres und gesundes werden und mögen Deine beiden Hauskameraden immer frischer und reisiger zu Eurer Freude emporen wachsen!

Wollt Ihr Lieben von uns wissen? Wir sind ja durch das verflossene nicht eben schöne Jahr nach alter Weise so leidlich durch Gottes



Ernst Moriz Arndt.

Altersbild von 1859. Original von Roeting im Bonner Arndthaus.



Gnade hindurchgekommen, und wie schief Welt und Vaterland auch laufen, wir müssen bei allem Schmerz was wir nicht ändern können zuletzt als ein Verhängniß Gottes mit Geduld hinnehmen. In unserm Hause ist kein Wechsel vorgegangen. Die Tochter wird uns über Jahr und Tag wohl verlassen. Sie war diesen Herbst auf ein sechs Wochen mit einer Freundin nach Kiel gereist, wo sie mit dem Leben ihrer Schwiegerältern und mit der Gesellschaft, in welcher sie künftig leben soll, die nähere Bekanntschaft gemacht hat.

Seit acht Tagen beginnt es hier etwas zu wintern. Ich schaue eben auf den Schneeschild meines Siebengebirgs, worauf die Morgensonne ihre Stralen wirft, und stelle mir vor, wie reizend das Inselchen Pulitz mit seinem von Schwänen bevölkerten Wasser eurem Streu gegenüber liegt. Vor längst vergangenen Jahren habe ich darüber Allerlei geträumt, was mit andern Träumen zerflogen ist. Grüßet das Ländchen und Euch selbst viel tausendmal von uns allen und auch den guten Friß, welchen Gott bei besserer Gesundheit erhalten wolle! Daß meine Paten die beiden Moritze ganz besonders begrüßt werden, versteht sich von selbst.

Ade! Ade! mit allen guten Wünschen in deutscher Treue

Dein EMArndt.

Bonn 3. des
Wintermonds 1852.

An Frau Friedrike Friedrichs
in Streu.

5.

Liebes Friedrikchen.

Die Krametsvögel kamen glücklich an, wurden mit Freuden verzehrt, und wir haben Euer Gesundheit und Euer liebes Andenken fröhlich dabei angeklungen. Dabei gedenken wir mit gebürlicher Dankbarkeit der lieben Vogelsteller, die Du auf das allerfreundlichste von uns grüßen wollest. Möge Gott sie Dir erhalten und zu Ehre und Freude gedeihen und erwachsen lassen!

Ja, liebes Kind, es war ein recht hübscher Einfall und eine liebe Erinnerung. Könnte ich Euch dafür doch einen Korb voll Weintrauben in den Schooß werfen!

Euer Streu und das Inselchen Pulitz und die Inwit mit den Frühlingschwänenliedern trägt auch sonst noch viele liebe Erinnerungen und Dämmerungen von Jugendträumen zu mir, welche mit andern süßesten Erinnerungen und den Schatten weiland geliebtester Menschen mit solchen Klängen und Namen über Land und Meer gleich goldgesiederten Vögeln zu mir herübergeflogen kommen.

Also Ihr lebt wohl und habt ein gutes Jahr gehabt; auch uns geht es ja durch Gottes Gnade leidlich, obgleich ich das Alter wohl fühlen muß. Der Sommer war hier schön und fruchtbar und auch der Wein ist noch ziemlich gut geworden.

Nun Ade mit tausend besten Grüßen von uns allen an die Moritze und die Geschwister und an alle Freunde, die sich unser noch erinnern. Gebe Gott Euch Freude und einen schönen Winter!

In deutscher Treue
Dein
ältester EMArndt.

Bonn letzter Tag des Weinmonds 1852.

An Frau Friedrike Friedrichs
zu Streu bei Bergen
Insel Rügen.

frei.

Schon im zweiten Briefe wurden zwei Söhne Arndts erwähnt, Roderich (1821—1865) und Leubold (1822—1891), die 1841 mit einem Stipendium des Königs nach Berlin gingen, während des Rektorjahrs Arndts in Bonn (daher sein im Brief beklagter Zeitmangel!). Sie sind beide unverheiratet gestorben. Nun lernen wir in dem folgenden Briefe, der dem eben abgedruckten von Arndt beilag, noch einige weitere Kinder kennen. Geschrieben ist er von der einzigen Tochter Nanna (1827—1860), die sich 1854 mit dem Rechtsanwalt Ernst Nitzsch verheiratete, einem Sohne des Kieler Professors Nitzsch und Neffen eines Bonner Kollegen von Arndt. Zwei Söhne Arndts werden in dem Briefe erwähnt, zunächst der älteste Sohn (der einzige aus der ersten Ehe) Karl Moritz (1801—1885), der seit 1844 in Trier wirkte, seit 1850 mit dem Titel Forstmeister. Sein Sohn Roderich (1831—1889) studierte die Rechte in Greifswald (Vorpommern) und Bonn, ging dann aber zum Militär über und brachte es bis zum Major. Arndts Sohn Hartmuth (1824—1876) hatte in Pommern, namentlich bei dem Oheim Karl Rastow in Buchholz bei Franzburg, die Landwirtschaft erlernt; er starb als Farmer in Kansas.

6.

Bonn 27ten Okt. 52.

Liebe Frau Friedrichs!

Ich kann es nicht lassen, Vaters Brief auch ein paar Zeilen hinzuzufügen u Ihnen herzlichen Gruß und Dank, auch in der Mutter Namen zu sagen. Sie haben uns wirklich recht gerührt und erfreut durch Ihre freundlichen Gaben u liebe Worte aus dem Rügensch Heimathlande! Die Vögeln haben uns ganz vortrefflich geschmeckt, u wir fanden Ihren

Einfall, uns welche zu schicken, allerliebft. Als die Mädchen sie rupften, meinten sie sie wären so fett wie kleine Schweinchen! Die Strümpfe hat Mutter sich zugeeignet und schon getragen; sie freut sich sehr, etwas von Ihnen so fleißig gefertigtes, zu tragen.

Die liebe Lotte hat mir einen so schönen langen Brief geschrieben, u mir eine rechte Freude damit gemacht. Ich wollte erst heute mit an sie schreiben; da es mir aber grade heute etwas an Zeit fehlt, ich auch nicht weiß, ob sie noch bei Ihnen ist, so verschiebe ich es noch ein bißchen, u schreibe dann ausführlich. Ist sie aber noch bei Ihnen, so grüßen Sie sie recht herzlich u danken ihr tausendmal für ihren lieben Brief; auch Ihren lieben Mann u Ihren Bruder, den Pastor grüßen Sie vielmal.

Meinen Aeltern geht es ja Gottlob leidlich wohl; hoffentlich bleibt es den Winter hindurch so. Wir haben den Sommer manchen lieben Besuch aus der Ferne gehabt, u. A. auch meine Schwiegerältern, die mich noch auf 14 Tage mit nach Kiel nahmen; seit 4 Wochen bin ich wieder hier. Vorige Woche besuchte uns mein ältester Bruder, der seinen Sohn herbrachte, um sein letztes Studienjahr hier durchzumachen; obgleich er nicht bei uns wohnt, ist er doch eine Art Hausgenosse, da er in der Nähe wohnt, u zu allen Mahlzeiten herkommt. Mein jüngster Bruder Hartmuth hat eine Zeitlang eine Stelle in Ostpreußen gehabt, sie aber nun verloren, da das Gut verkauft ist u wartet bei den Verwandten in Pommern, ob sich wieder etwas findet. — Recht oft denken wir an Ihren lieben Besuch im vorigen Sommer, der uns so sehr erfreute; es wäre sehr hübsch, wenn Sie die Reise noch einmal wiederholen. — Doch mein Blatt ist zu Ende u ich sage Ihnen Lebewohl mit tausend Grüßen.

Ihre Nanna Urndt.

* * *

Nach diesen Briefen von der Familie Urndt an Friederike Friedrichs kann hier wenigstens noch eine Antwort von ihr mitgeteilt werden, die als unvollständiger Entwurf erhalten ist und uns einen Blick in ihr Wesen tun läßt. Der Brief ist mit der Notiz „Januar 1860“ versehen, mußte also kurz vor Urndts Tode verfaßt und vielleicht deswegen nicht mehr abgesandt sein. Doch sprechen Gründe dafür, daß er wohl schon ein Jahr früher geschrieben sein könnte.

* * *

Lieber Vater Urndt. Als eine besondere Freude habe ich es schon länger im Sinne gehabt Ihnen aus meiner jetzt so kleinen stillen Wirthschaft mal von den Erzeugnissen derselben etwas hinzusenden, und zugleich Ihnen zu sagen, daß ich Ihrer so viel gedenke, daß so gar

oft der Wunsch in mir aufsteigt: ach hättest Du Urndts hier als Bewohner Deines oberen Hauses, Du wolltest die lieben Alten recht hegen und pflegen! Daß ist wohl ein kühner Wunsch und noch kühner daß ich ihn ausspreche? Daraus mögen Sie erkennen, daß oft das Verlangen nach mehr Thätigkeit, und dann auch die Sehnsucht nach geliebten Menschen in mir mächtig erwacht. Mein Leben war reich an Liebe, Mühe und Arbeit würzte es. Nun liegt es gleichsam abgeschnitten hinter mir, vor mir und in mir oft solche Oede und Leere daß ich den lieben Gott viel um Freudigkeit, Lebensmuth und Ergebung in seinen Willen anrufe! Meine Söhne treten in die Jahre, wo wenigstens die Mutter in geduldiger Liebe sie sich selber muß durchkämpfen lassen. Der Älteste ist nur bei guten Anlagen gar zu faul im Lernen und zu leicht durch Vergnügungen und Genüsse hingenommen, daß auch da mein sorgenvolles Mutterherz seine ganze Zuversicht auf den besten Vater und Vater aller Herzen und Lebenswege setzen muß. Aber gerade das Wahrnehmen dieses Unvermögens, in eignen Kindern auch das pflanzen, wecken und ziehen zu können, was man als das Beste, Wünschenswerteste erkannt hat, dies beugte in letzter Zeit und zerknirschte mein eigenes, mein liebstes Leben ungemein. Doch durch Gottes Gnade hebt in der Demüthigung der Blick sich von unserm Unvermögen heller und zuversichtlicher zu seiner Kraft und Herrlichkeit hinauf. Und ich muß wieder danken, wenn ich im Schmerze für mich mehr Zuversicht und Glauben gewinnen kann, was ein jedes Ich mit Gottes Beistand nur selber erringen und erkämpfen kann! Diese Worte werden genügen um Sie bester Urndt in mein Herz blicken zu lassen, und Sie um einen freundlichen Zuspruch zu bitten. — Im Sommer erquicke ich mich viel an der lieblichen Natur, die Besorgung meines Gartens erfrischt mich, und längere Besuche der Verwandten, denen es hier wohl wird, erheitern mich mit. Je näher aber Weinachten rückt desto mehr steigt Wehmuth und Sehnsucht oft so mächtig in mir auf, daß das Leben zu wenig Werth und Frische behält. Ich vergleiche mich dann mit meiner seeligen Mutter, und blicke zurück auf ihren Kampf; in dem die Freundesworte sie oft wunderbar aufrichteten. Da was besaß Mutter für Liebe! und viele herrliche Freude! Ich suche von den Armen mir Liebe zu erwerben, und indem ich ihnen Freude mache selbst erheitert zu werden. Hiezu hat mein seeliger Mann mir das beste Beispiel gegeben; und die allgemeine Liebe, die er besaß, geht noch vielfach auf mich und gewiß auch auf unsre Söhne über. Moritz scheint mehr von der Kathenschen, Ernst mehr von der Friedrichschen Natur zu haben; doch oft weiß man selber nicht wo her man es bei den Kindern leiten soll . . .

Der Brief von Nanna Arndt deutete einen Höhepunkt in Friederikes Leben an, ihre Reise im Frühjahr 1851 an den Rhein. Aus ihrem Tagebuche haben wir darüber ein paar Notizen: „Mutter's Lieblingswunsch, eine Rheinreise zu machen, der ihr nicht gewährt worden, ist für uns dies Frühjahr in Erfüllung gegangen . . . In Ems waren wir mehrere Tage bei meinem Bruder . . . Er begleitete uns die Pfingsttage nach Bonn, wo wir mit der größten Herzlichkeit in Erinnerung der frühesten Jugendjahre von unserm würdigen alten Moritz Arndt empfangen wurden.“

Nach ein paar weiteren frohen Jahren brach dann das Unglück über Friederiken herein. Sie verlor am 8. Januar 1857 ihren Gatten, zog in demselben Jahre von Streu nach Wilminz bei Putbus und mußte hier am 19. August 1860 auch ihren ältesten Sohn Moritz kurz nach seiner Konfirmation hergeben. Aber sie erlebte dafür an ihrem zweiten Sohne Ernst viel Freude, sah noch Enkel heranwachsen und schloß ihre Augen hochbetagt in Putbus am 17. September 1893. Sie ruht neben ihrem Gatten in Zirkow.

Ein Mann entsteht

Erzählung von Arnold Krieger

Das reinste Pochholz,“ murrte der Lehrling Max Trumm an der Hobelbank. Seine Nasenlöcher pfliffen wie Zieselmäuse. Er hätte gern mal sein Hemd ausgewunden.

„Eiche ist nicht Talg,“ bemerkte sein Bruder Hubert trocken. Er war Geselle, drei Jahre älter und zwanzig Kilo schwerer. „Du möchtest am liebsten nur Linde hobeln, was? Das ist hier eben nichts für so 'ne Taubenbrust.“

Max atmete durch den Mund ein. Der gerbsaure Geruch schlug ihm so leicht auf den Magen. Er war zum Rippen matt. Diese Haltung — linke Schulter und linkes Bein vor — wurde immer unhaltbarer. Er schob eine kleine Pause ein. Wie das die geschundenen Arme labte! Seine Schwäche vor den andern zu bemänteln, guckte er forschend auf den Sohlenschliß seines Hobels. „Das Maul hat sich schon wieder ausgeleiert, da muß 'n Spund rin!“ bemerkte er. „Du wirst dir noch in die Backen beißen, Märchen.“ Er war nicht groß genug, die Verkleinerungsform zu ertragen. „Du hast nichts wie Sägespäne im Schädel,“ wehrte er sich. Der Bruder entgegnete großmütig: „Sieh dich nur vor, daß dein eignes Maul nicht zu groß wird, sonst setze ich dir aber einen Spund rein!“

Max weinte fast vor Wut. So war es immer. Wagte er einen Mundvoll zu muken, gab es Walke, als sei er noch Schuljunge. Er arbeitete weiter. Sein Gesicht verzerrte sich vor Anstrengung. Der Meister hielt seinen Sermon. In seiner Zeit, da hätte man tagelang an der Kluftsäge stehen oder Bohlen vom Stamm schneiden müssen. Heute hätten die Jungens kein Marks mehr in den Knochen. Hubert pumpte seine Muskeln auf. „Na ja,

du schon. Aber dein Bruder ist wirklich zu olmig. He Max, was ist heut mit dir? Laß die Hände ab, bürst die Bretter!“

Das tat sonst nur der kleine Tobias. Max wurde dunkelrot, er gehorchte. Er bürstete das harzige, gelbliche Holz. Es war eine ausländische Sorte. Naturfarbne Küchenmöbel sollten daraus werden. Aus den Sägeschnitthaaren pulverte Staub auf. Etwas davon geriet ihm kikelnd in die Nase. Uergerlich schneuzte er sich so heftig, daß ein Häutchen riß. Blut stürzte ihm über die Hände, verlief sich. Zu spät zerrte er sein noch vom letzten Schnupfen knuspriges Taschentuch heraus.

Der Meister blickte auf, pantinte schleunigt herzu, schrie besorgt nach Wasser. „Das schöne Pitschpine! Einem das zu versauen! Das zieh ich dir ab, wenn's nicht weggeht. Ausgerechnet Pitschpine!“ Man war um das Holz bemüht, während Max den Kopf nach hinten übergebogen hielt. Hubert spottete seinen Kloben runter, meinte dann aber brüderlich: „Der Spohn hat heute seinen Unglückstag. Sieht aus wie Weißwurst.“ Der Meister schielte durch die Hängebrauen in das schräge Gesicht des Ahtzehnjährigen. „Mit dir ist jetzt doch nichts anzufangen. Geh, setz dich in die Luft. Wiederkommen preßiert nicht.“

Max verließ die Werkstatt. Er hörte noch: „Ja, der Frühling, der treibt's raus!“

Auf der Straße fiel ihm ein, er hätte sich das Blut wegwaschen sollen. Umkehren mochte er nicht. Ihm war elend in der Magengrube. Vielleicht daß ihm gestern abend die beiden Gläser Bier nicht bekommen waren.

Hier nahbei in all dem Steinernen gab es eine grüne Anlage, ein winziges Pärkchen, gehörig von Dunst und Lärm zugedeckt. Ein Papierkorb, drei Bänke, neun Bäume. Max ließ sich niederplumpen. Er blinzelte umher, fand, daß neben ihm ein angenehmes Mädchen saß, zu dessen Füßen ein Kind spielte. Das

Mädchen hatte breitgespaltene braune Augen, einen auffällig ungeschminkten Mund, hellgelbes Haar, direkt mit Atlasglanz wie Satinholz. Doch irgendwas an ihr sah sonderbar aus. Auch guckte sie ihn recht dummlich an. Er hätte gern zu ihr gesprochen. Geniert betrachtete er das Kind, das Pfannkuchen aus Staub zu backen suchte. Doch auf einmal hörte er eine sehr helle Stimme fragen: „Sie sind ja ganz blutig, wo haben Sie sich verwundet?“

Das klang so anziehend, daß er sich zuerst gar nicht gemeint vorkam. Dann gab er freudig seine Verwundung zu. „Aber Sie haben ja gar keinen Verband?“ „Ist nur 'ne Bajatelle.“ „Wie kam es denn?“ „Beruflich. Am Sägegatter.“ Sie schüttelte bewundernd den Kopf. Das gefiel ihm. „Kleiner da Ihr Bruder?“ „Ich bin nur die Cousine. Ich bin von auswärts. Ich bin keine Großstädtlerin.“ „So, so,“ machte er geschmeichelt und rieb sein rauhes Kinn. Dann sagte er: „Mein Name ist Max Trumm. Ich bin dort drüben tätig.“ Sein Daumen illustrierte. Sie sagte schüchtern ihren Namen. Er überlegte, womit er den Eindruck noch verstärken könne. Er gähnte lässig. „Nacht durchgebummelt. Zehn Glas Bier. Weiber.“ Das letzte wiederholte er, da sie es zu überhören schien. Er saß jetzt ganz gerade; sie mußte zu ihm aufgucken. „Ja, hier gibt's viel schöne Damen,“ bestätigte sie. Und er: „Sind hier aus anderem Material wie in der Provinz. Was machen Sie denn so den ganzen Tag, Fräulein Therese?“ „Ich helfe in der Wirtschaft.“ „Treiben Sie auch Sport? Nein? Ich hab meinen Fußballklub. Das gibt Muskeln. Fühlen Sie mal.“ Er streckte ihr seinen rechten Arm hin, krampfhaft angestrengt, ihn für ein paar Sekunden zu versteinern. „Och!“ sagte sie mit großen Augen. Dann zeigte sie lächelnd ihre spitzen Zähne, die ihn so fein dünkten wie die einer Schlüssellochsäge. Ihm wurde immer wohliger. Er blies sein Brustkörnchen auf, daß die Adern auf der Stirne vorschwellen und ihm ein Schwindelgefühl zu Kopfe drang. „Wie 'n Amboss!“ versicherte er mit einem Faustschlag. Sie glaubte auch das. Ein prachtvolles Dummchen. Bloß daß ihr Kopf so eingeduckt blieb, als hätte sie Angst oder als wäre sie von einem schweren Klaps befallen. — Anfangs wollte sie sich gar nicht verabreden, hatte eine absonderliche Scheu. Er murkte: „So ein schönes Mädel wie Sie!“ „Das hat mir noch keiner gesagt,“ beteuerte sie, und dann wurde doch etwas daraus.

Ein anderer Max Trumm kehrte in die Werkstatt zurück. Bauch herein, Gesicht heraus, Lippen pfeifig zu einem Schlager gespißt. „Schwein muß man haben,“ äußerte er zu dem kleinen Tobias, „Viertelstunde draußen gewesen und gleich 'ne Freundin gefunden, aber Klasse, kann dir sagen!“

Ein großes Manu ging durch den ganzen Raum, schlug seine fröhlichen Wellen bis an die Scheiben der Beizstube.

Hubert lächelte skeptisch. Wird 'n schöner Bruch sein.

Doch in der nächsten Pause gratulierte er: „Hat dir schon lang not. Mußt ein bißchen in Schliff genommen werden. Dann seht es auch Mark.“

Marens Hände liefen leicht, hurtig wie die Spindeln am Furnierbock. Seine Mattheit war weggeblasen wie der Mullstaub von den Stellagen, wenn es zieht.

Zum Ende hin eilte er fieberhaft. Therese hatte versprechen müssen, ihn abzuholen. Es war Sonnabend. Da mußte gründlich gereinigt werden. Zuerst mal die eigene Hobelbank. Die Leimnoten von der Platte runtergemischt, direkt Spaß machte das heute, dann mit der Ziehlinge ein paar mal rüber, daß das Delen kann man sich sparen, so, nun für Zwingen und Knechte gepuht, schließlich die Dösen gereinigt. Scheußliche Arbeit sonst. Heute sang er dabei, wenn auch mit zusammengebissenen Zähnen.

„Was ist sie denn?“ fragte Hubert beim Händewaschen. „Wer?“ log Max. „Deine Freundin.“ „Gott, Wirtschaftlerin oder sowas. Oder nein, ich glaub, sie ist hier bloß Logierbesuch.“ Schon war er draußen.

Richtig, da stand Therese! Sie war kleiner, als es im Sizen ausgesehen hatte. Sie trug eine Glocke aus Grotenstroh. Aber etwas an ihrem Unblick war auch jetzt nicht in Ordnung, wie er mit Betrübnis merkte.

Sie lächelte verlegen und drehte ungeschickt ihr Schirmchen. „Bin sehr erfreut, daß Sie Wort gehalten haben,“ sagte er; „was wollen wir unternehmen? Am besten, wir gehen tanzen. Wo es ganz hell und lustig ist.“ Darüber erschraf sie. Sie meinte, dasginge doch nicht, und er blamiere sich mit ihr. „Blamieren? Mit so einem feschen Mädel?“ Hubert kam vorbei, guckte lange. „Das Männchen ist mein Bruder,“ sagte Max auf Zehenspitzen, „breit wie ein Rindvieh, aber ein Dunstfopp erster Güte.“ „Jeder kann nicht so klug sein wie Sie, Herr Max.“ Er wurde noch etwas grader und größer, und aufs Tanzen war er nun erst recht scharf. Schließlich einigten sie sich. Therese sollte sich umziehen und ihn dann von seiner Wohnung abholen. Er würde inzwischen fertig sein. „Du lernst dann gleich Muttern kennen. Is 'ne Seele von Frau. Man muß vorbauen für später.“ — — —

Zuhause sagte Hubert: „'n nettes Meechen.“ „Will ich meinen.“ „Mur schade, daß sie so auszieht, als hätte sie ein schweres Ding auf den Kopf bekommen.“ „Und deiner Emma ihre Plattfüße?“ bellte Max hoch. „Das sieht man gar nicht, aber deine Freundin hat ja überhaupt keinen Hals!“

Das Wort traf Mar so, daß er sich hinsetzen mußte. Dann aber erhob er sich gegen seinen Bruder, beschimpfte ihn giftig. Es half nichts. Sein innerlicher Schrecken war nicht mehr kleinzukriegen.

Zum Glück hatte die Mutter nichts von dem Streit verstanden. Sie kam mit einem Stoß gebügelter Wäsche herein. Als Hubert einmal raus mußte, sagte Mar: „Nachher kommt ein kleines Mädchen mich abholen. Sei gut zu ihr, ja?“

Frau Trumm war wirklich gut zu Therese. Es hätte gar nicht erst der Bitte bedurft. Zu diesem zartgliedrigen, einfältigen Geschöpflein konnte man nicht anders als freundlich sein. Margens Herzklopfen ließ nach. Der Mutter schien an Therese nichts aufzufallen.

Zum Tanzen hatte er trotzdem die Lust verloren. Er überredete sie zum Kino. Da sei es so schön dunkel. Sie sah es ein. Allem, was er sagte, stimmte sie zu.

Am Sonntagvormittag hörte er, wie Hubert zu der Mutter sagte: „Nettes Meechen so weit. Nur daß sie keinen —“ Er hielt sich die Ohren zu. Sein Gesicht lief rot an. „Is ja nur halb so schlimm,“ tröstete nachher die Mutter und machte es so noch ärger.

Am Morgen drauf langte Mar erst nach seinem Bruder in der Werkstatt an. Sonst war er stets der Schnellere gewesen. Natürlich, der Schuft hatte auch hier geschwätzt. Stoll, der rüdeste von allen, meinte: „Märchen, schenk ihr doch 'ne Halskette“.

Der Junge bekam weiße, dann rote Flecken. Verbissen kehrte er sich zu seiner Arbeit. Der Lochbeitel wuchs ihm förmlich in die Hand hinein. Das Ding war zum Ausstemmen starker Zapfenlöcher da, hatte eine blißscharfe Klinge,

Lebenssinn

Wie war ich oft so tief verzagt,
sah ich des Tages Unwert siegen,
das Edle kämpfend unterliegen
und fallen, stumm und unbelagt!

Ob Dichter, Denker und Prophet,
sie haben schwere Last getragen;
das Beste wird ans Kreuz geschlagen,
eh es im Geiste aufersteht.

Doch bleibt der Glaube unversehrt:
Wenn heiliges sich selber schonte,
wenn Göttliches nicht bei uns wohnte,
nie wäre Leben lebenswert.

Damit die Welt nicht wird gemein
und nicht versinkt in Schlammessluten,
drum müssen ewig Edle bluten,
drum müssen ewig Opfer sein!

Alfred Welmershaus

die wie eingegossen im Hest saß. Man konnte damit gut auch einmal etwas anderes besorgen.

Am Abend traf er sich mit Therese. Er war sehr düster. „Mein Bruder hat sich tödlich an deiner Ehre vergriffen. Morgen jag ich ihm den Lochbeitel zwischen die Rippen!“ Mit all ihrer Macht und Ohnmacht beschwor ihn Therese, davon abzusehen. Aber seine Augäpfel blieben von Entschluß gespannt. „Morgen nach'm Dienst, is mir ganz gleich, mögen alle dabei sein, ich werde tun, als wenn nichts vorliegt, und dann auf einmal stoß ich zu und zapf ihn leer, jawoll!“ Therese wimmerte, hängt sich an ihn, ließ sich mitschleifen. „Und um meintwillen, Herr Mar? Sie dürfen's nicht. Ich zeig's an!“ „Ich sag dir: Wenn du mich verrätst, Kleine!!! Deibel, soll das nun Liebe sein? Liebesleut halten doch zusammen in Not und Tod. Hab Gesinnung, du!“

Aber hatte er selbst Gesinnung? Am nächsten Morgen, als er mit der Straßenbahn zur Arbeit fuhr, saß ihm ein damenhaftes Mädchen gegenüber. Sie fuhr jeden Morgen hier. Sie war ihm nie besonders aufgefallen; heute jedoch sah er mit lustvollem Schreck, daß sie einen hohen, schmalen Hals hatte. Einmal lächelte sie ihn an, schien es ihm. Er beschloß, auf jeden Fall morgen, wie das Wetter auch sein werde, sein neues Sporthemd anzuziehen; darin wirkte er voller. Beim Aussteigen fiel ihr etwas zu Boden. Er bückte sich überstürzt. Es war der Fahrchein. „Ich hatte ihn absichtlich fallen lassen,“ sagte sie freundlich, nahm ihn aber in ihr Kösserchen. —

Das Erlebnis begleitete ihn zur Werkstatt. Das zweite Abenteuer in so kurzer Zeit! „Hab schon was Neues gefunden, Tobias!“ Der staunte untertänig. „Fesch ist die und ein Hals wie ein Flamingo!“ Es sprach sich rasch herum, wurde freigebig bemerkt. „Ist doch glatt geschwindelt,“ plusterte sich Hubert. Ich stech ihn, dachte Mar mit zusammengezogenen Brauen; nachher stech ich ihn, das ist todsicher.

Die Stunden krochen dahin. Mar arbeitete am Furnierbock, Marke Herkules. Die Spindeln waren schlecht geschraubt, der Leim wollte nicht laufen, auf der Platte rollten sich Würste. Die ganze Freude war futsch. Wie er den Kerl haßte! Nun, nachher . . . Er hatte schon einen metallischen Vorgeschmack. Sein Blick stieß unversehens an den Verbandkasten, der ihm gegenüber an der Wand hing mit großem roten Kreuz.

Nach Arbeitschluß sagte Hubert noch einmal: „Das ist doch glatt geschwindelt, das mit der neuen Braut. Für dich langt die andere allemal.“

Mar überlegte noch, ob es nicht besser sei, ihm mit dem Stemmknüppel vor die Stirne zu schlagen, da geschah etwas Unerwartetes. Auf einmal war Therese da, im Gesicht weiß

wie Asche, alle waren verblüfft. „Ich möchte Sie abholen, Herr Max,“ stotterte sie. „Ich habe hier noch etwas zu erledigen,“ sagte er schroff. „Nein, nein, Sie müssen sofort mitkommen!“ „Temprament hat sie,“ stellte jemand fest. „Die is wohl eifersüchtig,“ meinte Tobias, „die weiß wohl schon von der Neuen.“ Max hielt die Rechte starr in der Tasche. Therese war vergebens bemüht, sie herauszuziehen. „Den Lochbeitel!“ wimmerte sie; „den Lochbeitel!“ Max machte einen Schritt auf Hubert zu, der unbeteiligt seinen Zeugrahmen überprüfte. Therese weinte und schrie leise, Max suchte sie abzuschütteln, sie ließ nicht los. „Die is ja rein verrückt nach dir,“ äußerte Stoll anerkennend, „das hätt ich dir gar nicht zugetraut.“

Max hatte auf einmal ein komödiantisches Gefühl. Haltung, dachte er, die Kerle sehen alle zu. Er rang mit Therese, es fing an Spaß zu machen. „Es ist zu spät,“ sagte er mit dumpfer Stimme, „ich bin schuldlos, es muß

sein!“ Sie heulte: „Du es nicht! Du es nicht!“ „Fräulein, Sie werden schon einen andern finden,“ murmelte Tobias, der die Situation wie alle anderen mißverstand.

Max stand hoch aufgerichtet. Er begriff jetzt die Chance vollkommen. „Ich werde sie firren!“ sagte er; „Paßt auf!“ „Einem wilden Pony muß man ins Maul spucken,“ grölte einer. Max beugte sich zu Thereses Ohr. „Kleine, geh nach Hause, ich werde es nicht tun, denn ich habe schon eine ganz andre Braut.“

Das Mädchen wurde still. Sie zupfte an ihrem billigen Spachtelkragen. Dann ging sie hinaus.

Vielleicht hatte Hubert bloß so getan, als sähe und höre er nichts. Jedenfalls sagte er ein wenig später: „Ich mach mit Stoll heut 'n Bummel ins Zentrum. Wenn du mitwillst...“

„Gemacht,“ sagte Max nur. Aber sein Schritt beim Hinausgehen klang, als hätte er Militärstiefel an.

Heimatschutzfragen

Von Martin Keepel

1. Von der Reklame.

Seit 30 Jahren kämpft der deutsche Heimatschutz für Heimat und Volkstum und für den Heimatboden als den Nährboden unserer Wesensart. Und nicht um einen Baum, nicht um einen Stein, nicht um ein Haus und um ihrer selbst willen ging es ihm, wenn von Erhaltung gesprochen ward, sondern um die Volksseele.

Und nun überlegen wir weiter: Was schuf die Proletariermassen, schuf die Heimat und Vaterland verneinende Gesinnung vor dem Weltkrieg, die im Augenblick höchster Kraftanspannung des Volkes zum Verräter an Volk und Vaterland ward? Nicht das Fehlen einer auskömmlichen Entlohnung, sondern die Entfremdung weiter Kreise unseres Volkes den Gütern der Kultur gegenüber, die Verhäßlichkeit der Umwelt des Handarbeiters von der Wohnung bis zur Umgebung des Wohnortes, die Schaffung einer Atmosphäre um ihn her von alles beherrschender Betriebsamkeit, von rücksichtslosem Erwerbgsgeist.

Sicher hat das Reich Adolf Hitlers mit vielem hiervon ausgeräumt, und wir danken es ihm. In einem Punkte aber sind unsere

Wünsche noch lange nicht erfüllt, ist unser Kampf in das erfolglose Hin und Her eines Stellungskampfes übergegangen, auf dem Gebiete der Reklame.

Reklame in Landschaft und Ortsbild ist heute mehr oder weniger nur der übersteigerte Kampf weniger Firmen untereinander, die Werbung für Zigaretten, Schuhpuß, Schokolade, Photobedarf, Autobrennstoffe. Und es ist so, daß dadurch der Gesamtverbrauch keineswegs gesteigert wird, daß nicht im geringsten mehr Schuhpuß gekauft, keineswegs der besten Zigarettenmarke der Weg gegeben, sondern in allem höchst wahrscheinlich die Firma bevorzugt wird, die das Instrument der Reklame am besten handhabt, die es sich etwas kosten läßt. Diese Kosten aber trägt der Konsument.

Trägt in gewisser anderer Beziehung das deutsche Volk, trägt die deutsche Volksseele. Denn dieser Ringkampf aufdringlicher Geschäftstüchtigkeit spielt sich nicht etwa im Inseratenteil einer Zeitung ab, den man nach Beieben beiseite legen könnte, sondern in einer Öffentlichkeit, aus der es nur die Flucht in das eigene Heim gibt. Gewiß, man hat die Reklametafeln in der offenen Landschaft verboten. Und wir sind dankbar dafür; denn dem Reisenden im Zuge (!) wird sich, wenn alle Tafeln zu den Seiten der Hauptbahnstrecken (!) beseitigt sind, die Landschaft, auch im anspruchloseren Flachland, ohne Anpreisung von Schuhwichse, Zahnpasta

usw. präsentieren. Ja, wir sind dankbar im Sinne des zahlungskräftigen Reisepublikums der Hauptbahnstrecken... Nur der eigentliche Heimatmenschen hat nicht in demselben Maße Grund zur Dankbarkeit; denn ihm trägt man dafür die Reklame in neuen Wellen — in den Wohnort. Und der alte Kampf des Heimatschutzes gegen die Verhäßlichung der Heimat und um der deutschen Seele willen muß weitergehen.

Aber was ist denn geschehen, wird man fragen! Eine neue Bestimmung: jedes Dorf von 100 Einwohnern ab muß mindestens eine Stätte haben, wo Reklame sich austoben kann. Jede Stadt: die Zahl der Anschlagssäulen richtet sich nach der Einwohnerzahl und ist stark vermehrt worden. Vielleicht hat mancher schon gemerkt, daß auf einer kurzen Strecke einer Promenade jetzt zwei nur zur Hälfte mit Anpreisungen bedeckte Zementrundlinge stehen. Wo einer völlig genug wäre!

Indessen ist das in der Großstadt, und hier mag manches hingehen. Ich habe aber ein Kleinstadtbild im Auge, im Gedächtnis eine Erinnerung: Vor einem zwar verschandelten, aber immerhin doch sehenswerten gotischen Rathaus eine Anschlagssäule. Im Sommerwind wehen daran ein paar Fetzen Papier, Reste der ausgeblichenen Plakate eines Wanderzirkus, der im Jahr vorher... Also eigentlich Propaganda für die Güte des zum Ankleben benutzten Klebstoffes. Sonst aber graue, verwitterte, eingeklappte Zementwände. Und das Ganze ein Bild dessen, was aus der Errungenschaft der Großstadt wird, wenn man sie in eine falsche Umgebung versetzt. Hier Erbärmlichkeit, dort — im Dorf, mit grellen Plakaten bedeckt — ein Peitschenschlag, der rücksichtslos die Stille zerreiht. Ein Schlag ins Gesicht aller Heimatpflege, aller Volkstumspflege. Freilich: „Wenn Ihr's nicht fühlt...“

Hat man nicht schon einmal unser Volk verproletarisiert, indem man vor dem Kriege eine gewaltige Industrie aufbaute, zwar mit Arbeit und Verdienst, aber doch mit dem Fluch der seelischen Entartung belastet, die eine Folge der Verständnislosigkeit für die Belange der Volksseele war!

Nach den Bestimmungen des Werberats der deutschen Wirtschaft haben zu verschwinden Reklamen in der freien Landschaft, von gelegentlichen Hinweisen abgesehen, längs der Bahnstrecken, mit Ausnahme der auf bahnseitigem Gelände (der Pferdefuß!) und der Schilder an der Stätte eigener Leistung. — An den Landstraßen hat jegliche Reklame zu verschwinden... mit Ausnahme der an der Stätte eigener Leistung (z. B. das Wirtshauschild; es muß natürlich bleiben), an Ortseingängen (schon gefährlich!)

und... Aber wir wollen die derart gebilligte, nein, sogar gewollte Durchbrechung aller guten Absichten einmal positiv ausdrücken: Erlaubt ist Reklame auf Ortsschildern und Wegweisern auf Verlangen der zuständigen Straßenbaubehörde und auf Wegweiserschildern bis zu 50 cm Höhe und 1 m Breite an Wegkreuzungen oder Gabelungen in Gestalt eines kurzen werbenden Zusatzes!

„Also kann es z. B. heißen: „Nach Bad Warmbrunn“. „Hansi!“ „Die beste Schuhwische“. — Denn die bewußten Firmen drängen sich nun danach, der gemeindlichen Forstverwaltung gegen Gestattung des Reklamezusatzes die Schilder unentgeltlich zu liefern. Und so wachsen sie in die Landschaft überall hinein, und es ist nur nicht einzusehen

1. wie man nun noch sagen kann, daß Reklame in der freien Natur verboten sei!

2. warum man die Streckenreklame verbietet und die an Wegen erlaubt? Oder ist die an Wegen wirksamer, so daß man gern ein kleines Opfer brachte! Das der Aufgabe der Streckenreklame.

Und weiß man um die Bemühungen, geschmackvolle und künstlerisch einwandfreie Wegweiser zu schaffen! Und weiß man, daß man diese Kulturarbeit wiederum totschießt! Denn Reklame und Kultur stimmen selten zusammen. Denn Reklame der beschriebenen Art ist gleichen Geistes wie das, wofür sie wirbt: Massenartikel.

Es erübrigt sich, auf die weiteren Bestimmungen über Reklame am Ortseingang und im Orte einzugehen. Sie sind mit dem, was wir ausführten, genügsam gekennzeichnet: kulturfeindlich.

Nun heißt es ganz selbstverständlich: der Heimatschutz ein Feind der Wirtschaft. Wir sind uns dessen bewußt, recht zu tun für Volk und Heimat. Denn es bleibt uns heiligste Ueberzeugung: der Aufbau eines gesunden Volkstums ist nur möglich, wenn die besondere seelische Grundeinstellung des deutschen Volkes berücksichtigt wird. Und wir sind darin, Gott sei Dank, in Uebereinstimmung mit einem guten Teil (dem andern!) der deutschen Wirtschaft. Der „Arbeitsgemeinschaft wider die Auswüchse der Außenreklame“ schreiben:

Generaldirektor Appel, in Firma H. W. Appel, Feinkost A. = G., Hannover, 4. 5. 34:

Man soll den reklamemachenden Firmen klar machen, daß auch sonst neutrale Leute, die sich wenig um Schutzfragen kümmern, meist ärgerlich über Reklame sind. Es gibt wenig Reklamefreunde unter dem Publikum. Man ärgert sich vor allem über Reklame am unrechten Platz, und so schädigen sich die aller-



Stih Radow

Am der Ernte (Zinolfchnitt)

meisten Firmen unbedingt durch Außenreklame. Sie nehmen geradezu gegen ihre Erzeugnisse ein, und bei den gedankenblitzschnellen Entscheidungen im Laden wird aus diesem Unterbewußtsein des Aergers oft gerade der Gegenstand der Außenreklame machenden Firmen nicht gekauft.

Ich weiß, daß viele Leute gesagt haben, daß sie niemals nach Bad Eilsen gehen würden, von dem einem die Kilometerentfernung von allen Bahnstrecken entgegengeschrien wird usw. — Die Amerikaner, die doch praktische Leute sind, denken genau so, und nur aus diesem Grunde, nicht aus irgendwelchen ästhetischen Gesichtspunkten, ist man in Amerika der Außenreklame so scharf zu Leibe gegangen und so erfolgreich; sonst ist es ja dem Amerikaner bekanntlich ganz gleichgültig, ob an einem guten Platte Schuttorte, Auto-Friedhöfe oder andere Dinge entstehen.

In jedem kleineren Orte müßte eine einfache Mitteilungstafel sein, auf der alle amtlichen Bekanntmachungen stehen. Natürlich hat auf einer solchen Tafel keine Reklame für irgendeinen Markenartikel Sinn.

Hüttendirektor Hennecke, Brandenburg a. Havel, Vizepräsident der Industrie- und Handelskammer zu Berlin, 19. 7. 34:

Die Industrie, der Kaufmann und viele andere brauchen Reklame. Wie sollte z. B. ein neues Fabrikat, eine Erfindung, bekannt werden ohne Reklame! Aber Reklame in der Zeitung, im Schaufenster und sonst an richtigem Platz, nicht aber Reklame mit der Nebenwirkung der Verschandelung unserer Landschaft und unseres Städtebildes.

Das deutsche Volk — nicht nur wenige durch den Besitz eines Automobils Bevorzugte, sondern die große Mehrheit des Volkes — hat heute ein Bedürfnis, sein schönes Vaterland kennen zu lernen. Es wünscht aber nicht eine verunzierte Landschaft beim Besuch seiner kleinen, alten, traulichen Städte die überkommenen Schönheiten nicht durch grobe Reklame verdeckt zu sehen, sondern es will das Vaterland sehen, wie es naturgeworden ist. Gerade im neuen Staat wird durch die Verlängerung der Urlaubszeit vielen Millionen von Menschen die Möglichkeit gegeben, durch Wandern die Schönheiten des Landes kennen zu lernen, wozu dann noch die Veranstaltungen der Organisation „Kraft durch Freude“ hinzukommen.

Es ist nunmehr hohe Zeit, daß die Landschaft und die Städte wieder freigemacht werden von allen Reklameunzierden, die das natürliche Bild geändert, Reklamen, die zu einem großen Teil nicht den mindesten praktischen Zweck für die deutsche Volksgemeinschaft haben.

Großkaufmann Alfred Toepfer, Hamburg, 27. 12. 34:

Sie fragen wegen der Außenreklame. Es ist doch so, daß sich der jeweils Kapitalkräftigste und Rücksichtsloseste mit den Mitteln der Außenreklame auf Kosten der übrigen Mitbewerber noch mehr vordrängt und breitmacht.

Die Konsumkraft des Volkes wird bestimmt durch das Volkseinkommen und das Gesamtangebot an Gütern. Durch Außenreklame wird, im ganzen genommen, weder zusätzlicher Verbrauch noch zusätzliche Arbeit oder zusätzliches Einkommen geschaffen. Man wird im Gegenteil bei der Außenreklame nicht nur von einer ästhetisch, sondern auch wirtschaftlich unerwünschten Fehlinvestition von Geld und Arbeit reden können.

Eine Ware drängt sich nicht durch ihren Ruf, ihre Güte und ihre Zweckmäßigkeit und Notwendigkeit auf, sondern durch einen schreienden Appell. Das ruhige Urteil wird getrübt, und der Verbraucher wird vielfach verführt, sein Geld entweder für etwas Ueberflüssiges auszugeben oder für etwas, das nicht durch beste Qualität, sondern lauteste und beste Reklame wirkt. In der freien Landschaft hat die Reklame zu verschwinden. Und an Verkehrswegen und in den Ortschaften hat sie sich absolut unterzuordnen auf die im öffentlichen Interesse gebotene Form und Menge. —

Das dürfte genügen! Der Heimatschutz steht nicht allein, und es kommt nun darauf an, daß die ihm mit diesen Außerungen gebotene Unterstützung nicht die einzige bleibt.

Heimatsfreunde, sammelt Euch um die Fahne des Deutschen Bundes Heimatschutz und seiner Landesvereine (Stettin, Lorenzweg 31) zum Kampfe gegen die Auswüchse der Außenreklame!

Unsere Fahne

In einem Meer von Rot — rot ist das Blut,
rot ist der Liebe, ist der Flamme Blut —
schwimmt eine lichte Insel, ruht ein Kreis,
auffschimmernd, tröstend, tief im Rot das Weiß.

Doch hart und schwarz hebt sich aus weißem Schild
der Kraft, der Treue, alles Lebens Bild:
Die ewige Rune, die Erlösung bringt,
das Hakenkreuz, das Tod und Teufel zwingt.

O heilig Schwarz in Weiß auf rotem Feld!
Die Fahne hoch! Sie rauscht der deutschen Welt!
Die Reihen dicht geschlossen! Sonne loht!
Lohnt über Hakenkreuz und Schwarz-weiß-rot!

Franz Lüdtke

Das Strohdach auf dem Bauernhaus

Von Siegfried Gliewe

Durchwandern wir die deutschen Landschaften oder nehmen wir einen Bilderband deutscher Dörfer und ländlicher Gehöfte zur Hand, dann sehen wir, daß mit Ausnahme des gebirgigen Mitteldeutschlands und des Alpenlandes die Bedachung des altdeutschen Bauernhauses das Weichdach ist. Dieses Weichdach besteht gewöhnlich aus einer unteren Lage von Stroh und einer wetterfesteren Auflage von geschältem Schilfrohr. Im Schwarzwald und in Niedersachsen nehmen solche „Strohdächer“, wie sie volkstümlich genannt werden, ganz mächtige ausdruckstarke Formen und Ausmaße an. Ueber ganz Nordwest-, Nord- und Ostdeutschland ist das Weichdach ursprünglich einheitlich verbreitet. Das ist nur erklärlich, denn wo nicht, wie im Mittelgebirge, der Schiefer gewonnen wird, bediente man sich immer der billigsten Baustoffe, die die Landschaft bot. Die unzähligen Gewässer Niederdeutschlands liefern das Rohr in unbeschränkten Mengen. Einfach und ohne Unkosten wird es im Winter vom Eise aus gewonnen. Die Ernte wird auf nicht eigenen Gewässern gewöhnlich ohne Entgelt gestattet. Rohrdecke war in früheren Zeiten wahrscheinlich jeder Bauer selber, zumindest waren in jedem Dorf mit strohgedeckten Häusern (und sind es heute noch) einige damit vertraute Leute zu finden, die die Arbeit billig nebenberuflich ausführten. Grundsätzliche Sparsamkeit, die besonders den ostelbischen Kolonialdeutschen kennzeichnet, sorgte unter diesen Umständen dafür, daß bei ländlichen Bauten eine andere Bedachung gar nicht erwogen wurde. Die Vorzüge des Weichdaches sind allgemein bekannt; es hat angeblich nur einen Nachteil, die erhöhte Feuergefahr. Architektonisch erfüllt es seinen Zweck vollauf. Wenn es seiner Struktur nach auch ein verhältnismäßig zäher architektonischer Bestandteil ist, so stellt ja die selten vom Rechteck abweichende Grundrißform keine besonderen architektonischen Probleme. Darüber hinaus ist ihm jedoch eine, wenn auch beschränkte, so doch gedrungene Wandel-

barkeit in den einzelnen Landstrichen verliehen worden. Im Schwarzwald sind es mächtige Hauben, in Niedersachsen zottige Firste, im Ostseegebiet finden sich Lucken, Eulenlöcher, Schlepddächer, dazu „Krüppel“, Halb- und Ganzwalme, in Ostdeutschland zieren den First Reithölzer. Ja, in Gemeinschaft mit einem Fachwerkgiebel, sei er verputzt oder ornamental mit Ziegeln gefüllt, in Verbindung mit dekorativ verbretterten Giebeln Ostdeutschlands, mit Windbrettern, Wendenknüppeln usw., erhält die Ansicht des altdeutschen Bauernhauses ein nach Landschaft und Menschenschlag lebhaft, ja charakterisierend abgewandeltes Bild, das allein genügte, den Reiz häuerlicher Bauweise auszumachen. Für den landschaftlich romantisch



Fischerhaus in Bitte auf Hiddensee

und malerisch empfindenden Menschen hat das Strohdach bis heute nie seinen Reiz verloren; denn merkwürdig, wie alle starken, volllich und landschaftlich gebundenen Bauwerke durch ihr Alter im Eindruck nichts einbüßen, verliert auch ein 200 Jahre altes Strohdach nichts an seiner malerischen Wirkung, eher, daß braunes und fastgrünes Moos als natürliche Patina es noch anziehender machen. Das Empfinden für die Eigenartigkeit und das Gefühl des starken Geborgenseins unter dem unmittelbar pelzigen Dach, haben deutsche Dichter, Maler und Zeichner oft genug wiedergegeben. Trotz größter Billigkeit, größter Temperierfähigkeit (Ausgleich zwischen Kälte und Wärme), langer Lebensdauer (50 Jahre und länger; Ausbesserungen normaler Weise kaum innerhalb 20 Jahren) und billiger Ausbesserung durch den Besitzer oder einen Ortsbewohner, ist das Strohdach in starkem Rückgang begriffen. Der einzige und fast ausschließliche Grund gegen

die Erneuerung ist die hohe Feuergefahrlichkeit. Frühere Erfahrungen bei Bränden haben die Bauernschaft und neuerdings die Siedler veranlaßt, andere Bedachungen zu wählen. Die Baupolizei und vor allen Dingen die Versicherungs-gesellschaften haben durch überhöhte Prämien das Strohdach unmöglich gemacht. Die Angst vor der Feuergefahr ist berechtigt, wenn auch durchaus nicht in dem Maße, wie es die Aktionäre der Feuerversicherungen darzustellen belieben. Denn Erfahrungen während Jahrzehnten haben bei Rauchhäusern, wo es also nicht einmal einen Kamin oder Schornstein gibt, erwiesen, daß die Feuergefahr durch Funkenflug sehr viel geringer ist, als man glaubt. Gibt es doch Häuser mit Strohdach in Ostpommern, in denen schon an 270 Jahre ein Herd raucht. Das heute gut überprüfte Feuerlöschwesen hat, mit Berücksichtigung der fast in allen Kreisstädten untergestellten Motorspritzen, eine Feuergefahr, wie sie zu Zeiten der Löscheimer und Leitern bestand, wesentlich verringert.

Über auch andere Bedachungsmaterialien treten als Feind des Strohdaches auf, um es mehr und mehr zu verdrängen. In diesem Zusammenhange wäre zuerst noch der Schindel zu erwähnen, obgleich er nicht zu den Bedachungsmitteln gehört, die das Strohdach verdrängen, sondern vielmehr als ein Weichdach sich ebenfalls auf dem Rückzuge befindet. Gerade in diesen Tagen ging durch die pommersche Presse eine Aufforderung der Stelle für pommersche Denkmalspflege, die zur Erhaltung der Schindeldächer aufruft. Denn wie das Rohr aus unseren Seen, so ist der Schindel, aus dem Holz unserer Wälder geschlagen, ein bodenständiger Baustoff. Die Verbreitung des Schindels ist an die mitteleuropäischen Waldgebiete gebunden. Von Schweden bis tief in den Balkan findet man Schindeldächer. In Deutschland vorzugsweise in den Ostprovinzen, vereinzelt im gebirgigen



Rohrdächer und Rohrvorrat in Rapp an der Rega
Aufn. Martin Reepel

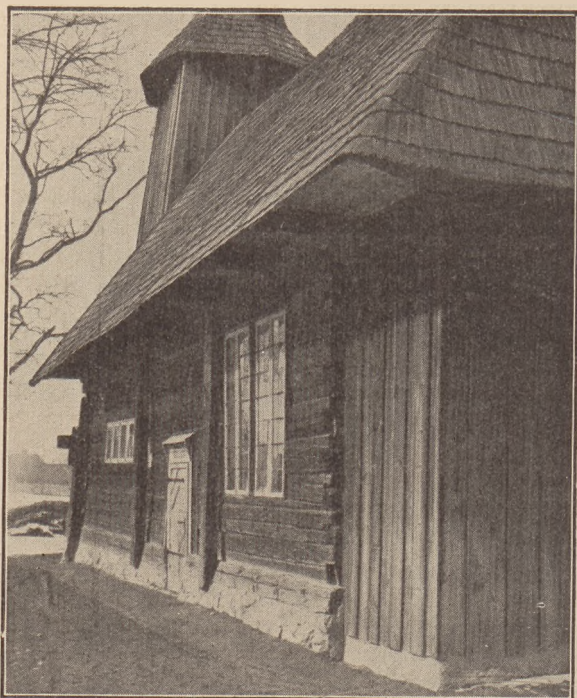
Westen Mitteldeutschlands, im Schwarzwald und in Teilen der Schweiz. Schlesische Holzkirchen mit Schindeldächern haben es durch ihre fast bizarren Formen zur Berühmtheit gebracht. Ebenso hat auch Pommern Schrothholzkirchen im Kreise Bütow (siehe U. P.: Sonderheft „Pommersche Ostmark“, Jahrgang 1925, Heft 10/11) aufzuweisen, die mit Schindeln gedeckt sind. Auch sonst im Lande findet sich manche ausdrucksstarke Dorfkirche. Der Schindel ist zweifellos, wie auch der Aufruf betont, ein sehr fügsames Bedachungsmaterial, da man ihn nach Belieben in Länge und Breite schlagen kann, da man ihn kurz oder lang verlegen kann und auch die Traufkante durch ein paar Schnitte aus der geraden in die gerundete, eckengerundete, zugespitzte oder geferbte Form bringen kann. Der Schindel ist so schmiegsam in der architektonischen Verwendung, daß er geradezu verspielte Formen erzeugt, da die kleinsten Abdeckungen, Schweifungen, zierliche Uebertragungen, zwanglose Zuspitzungen und jegliche Wölbungen dadurch erzielt werden können, wovon ein Blick auf den im Holzbau recht erfinderischen Geist des slawisch besiedelten Ostens Mitteleuropas leicht überzeugt. Während

jedoch in diesen Gebieten das Bauernhaus manchmal durchgängig mit Schindeln gedeckt ist, hat in Pommern der Schindel im Profanbau nur ganz geringe Verbreitung erfahren, sodaß er zahlmäßig gegenüber dem Strohdach kaum in Erscheinung tritt und insfolgedessen das Dorfbild oder die Bauweise maßgeblich nicht zu beeinflussen vermag. Da der Schindel als ein natürlicher Baustoff die Verwitterungsfarbe der Natur annimmt, gliedert er sich unauffällig dem dörflichen Gesamtbild oder der Umgebung des Gehöfts ein, und man wird ihn



Aufn. Heinrich Schulz

Strohdächer in Seedorf bei Demmin



Holzirche mit Schindeldach in Bahrenbusch,
Kr. Neustettin
aufn. Heinrich Schulz

darum gern gelten lassen, wenn er neben dem Strohdach verarbeitet wird. Jedenfalls kann er mit künstlichen Bedachungsmaterialien nicht verglichen werden. Darüber hinaus sollte seine Verwertung oder Erhaltung auf Dorfkirchen gefordert werden, denn wir sind durchaus noch nicht in der glücklichen Lage, genügend Baumeister zu haben, die die künstlerischen und architektonischen Möglichkeiten eines natürlichen Baustoffes zu erkennen, auszuschnöpfen oder sogar zu erneuern vermögen, was ebenso auf das Strohdach zutrifft, wie aus dem holländischen Gegenbeispiel hervorgeht.

Wenden wir uns nach dieser kleinen Abschweifung wieder den neuzeitlichen Ersatzstoffen für das Strohdach zu, so müssen wir feststellen, daß der Dachziegel, ob aus Ton oder Zement, kalt und nüchtern wirkt. Für die materialistische Baugesinnung des Städters hat ein Ziegeldach allerdings den Anschein des Soliden, es ist „massiv!“, und dem rechnenden Landmann müssen leider niedrige Versicherungsprämien die hohen Anschaffungskosten und die Unwirtschaftlichkeit aufwiegen. Der malerische Zauber des Strohdaches geht dabei gänzlich verloren, denn über „leuchtend rote Dächer“ ist die Poesie der Ziegeldächer noch nicht hinausgekommen. Wahre Greuel im ländlichen Bauwesen haben jedoch erst die Dachpappe und in neuester Zeit, als abschreckendste Verfachlichung, das Zinkblech =

dach herbeigeführt. Welche Verschandelungen von Dorfbildern während der Dachpappeninflation ungefähr seit den siebziger Jahren angerichtet sind, ist wahrhaft unbeschreiblich, und die Verwilderung des ländlichen Baustiles der letzten Jahrzehnte kann wesentlich auf die Erfindung und Verwendung der Dachpappe zurückgeführt werden. Blechdächer sollten, zumindest in geschlossenen ländlichen Anwesen, verboten sein. Wenn die neue Besiedlung des ostdeutschen Koloniallandes wieder zu landgemäßen Bauformen kommen soll, die dem Landschaftscharakter und der Bauüberlieferung entsprechen, wobei weitgehendst das Prinzip von Billigkeit und Wirtschaftlichkeit zu wahren ist, so muß auch das Strohdach den Platz wieder einnehmen, der ihm gebührt. An einzelnen Versuchen bei Neubauten, sogar einen soliden Schrottholzbau mit dem Strohdach zu vereinen, fehlt es nicht. Aber man muß seinen einzigen Nachteil aus dem Wege räumen, die Feuergefährlichkeit. Und das kann neuerdings geschehen. In Holland geht man dazu über, das durch kein anderes Dach zu ersetzen Strohdach auf dem Lande wieder zu verwenden, nachdem man das Stroh durch ein einfaches Mittel feuerfest gemacht hat. Eine gegen Brennbarkeit schützende Imprägnierung ist bekanntlich nichts Neues, nur dieser ganz besondere Verwendungszweck ist bisher nicht genügend beachtet worden. Wenn wir also in den Stand gesetzt werden, vielleicht für geringes Geld ein Imprägnierungsmittel zu besitzen, das u. U. einfach von dem Strohdächer selber verarbeitet wird, dann fiel damit der einzige Einwand der Baupolizei und der Versicherungen. Gerade bei den serienmäßigen Bauten der Siedlungen würde sich das Feuerfestmachen des Strohes (es genügen wahrscheinlich die oberen Lagen) bestimmt empfehlen. Wir kämen damit zu dem billigsten und besten Dach, das der deutsche Bauer besitzt, zu landeigener, stiler und ausdrucksvoller Bauweise. Wenigstens für alle diejenigen Gebiete, in denen ursprünglich das Strohdach allein verbreitet war und heute noch vorherrscht, sollte unter diesen Umständen das Weichdach vom heimatshüterischen Standpunkt gesehen und gesetzlich gefordert werden. Solcher Fortschritt wäre ein Fortschritt ins Wesentliche; Zementziegel, Papp- und Blechdächer sind auf dem Lande eine Barbarei.

Wollte man also der Verwilderung ländlicher Baugesinnung entgegenwirken, so wäre — von rückwärts angefangen — zuerst die Verwendung von Blechdächern auf dem Lande zu verhindern. Diese werden nicht nur als Flachdächer verlegt, sondern, wie im Kreise Bütow beobachtet wurde, auch an Stelle abgetragener Strohdächer auf Fachwerkhäusern als Spitzdächer verwendet. In solchem Falle hat m. E.

die Stilwidrigkeit ihre abschreckendste Spitze erreicht. Würde es ferner gelingen die Feuerversicherungen zu veranlassen, die Prämien für feuerfeste Strohdächer nicht über diejenigen von Pappdächern zu erhöhen, so würde sich wohl bald ganz von selbst eine neuerliche Bevorzugung des Strohdaches ergeben. Allerdings muß gesagt werden, falls man weiterhin dazu neigen sollte, den besonders für den Küstenstrich wenig geeigneten städtischen Putzbau beizubehalten, daß ein in Ziegeln oder Klinkern aufgeführtes Bauernhaus mit dem Strohdach eher eine Einheit erreicht. Dafür liefern uns Westfalen und Friesland die besten Beispiele.

Nach Niederschrift dieser Zeilen hatte der Verfasser Gelegenheit, auf einer Reise durch Holland auf diese Dinge zu achten. Dort wo ländliche und städtische Bauweise kaum getrennt sind, befand sich das Strohdach neuerdings in zunehmender Verbreitung; sowohl bei bäuerlichen als auch bei Landhausbauten. Die Dächer hatten — wohl als Folge der Imprägnierung — einen matten Graugußglanz und waren gänzlich algen- und moosfrei. Die Traufkanten waren oft stark vorgezogen, wodurch nicht nur der Eindruck des traulich Geborgenen hervorgerufen wird, sondern man verschafft damit zugleich den Wänden und den Holzverkleidungen Witterungsschutz. Hier, wo die Grundrißform häufig vom bäuerlichen Rechteck abweicht, zeigte sich erst, welche Wölbungsfähigkeit und Schmiegsamkeit die Kunst des Architekten dem scheinbar zähen Strohdach verleihen kann. Diese seidig glänzenden, fugenlos verlegten Dächer, die in Spitzbogen, halben



Kirche mit Schindeldach in Städtitz, Kr. Bütow
aufn. Reinhold Richter

Sonnengewölben und allerlei Schweifungen die braunroten Klinkerbauten decken, erregten berechnete Bewunderung. Sie sollten uns ein Beispiel sein, daß eine stillklare, bodenständige Bauweise immer wieder erzeugt werden kann, wenn der Wille zu einem bewußten und gefunden Lebensstil vorhanden ist.

Das Besprechen in Pommern

Von Privatdozent Dr. Karl Kaiser, Greifswald

Im Jahre 1781 erschien in Stralsund ein „Platt-Deutsches Wörter-Buch nach der alten und neuen Pommerschen und Rügischen Mundart“. Der Verfasser war der Greifswalder Professor Johann Carl Dähnert. Auf Seite 49 heißt es in diesem Buche zu dem Worte „böten“: „Auf eine abergläubische Art einen Schaden heilen“. Wie es im Einzelnen dabei zugeht, worin der Aberglaube besteht, was geschehen muß, damit die gewünschte Wirkung erreicht wird, davon spricht der Verfasser nicht. Schwierlich deswegen, weil er nichts Genaueres wußte oder nichts darüber hätte in Erfahrung bringen können, sondern deshalb, weil es ihm nicht angebracht scheinen mochte, die

Auswüchse des „Aberglaubens im gemeinen Volke“ in einem gelehrten Buche ans Licht zu ziehen.

Seit den Tagen Joh. Carl Dähnerts sind in Pommern zahlreiche Aufzeichnungen über diese dunklen Rünste gemacht worden. Es gibt wohl keine pommersche Zeitschrift, von den „Blättern für pommersche Volkskunde“ angefangen bis zu den vielen Heimatbeilagen der Gegenwart, in der nicht pommersche Zaubersprüche und Zaubersprüche veröffentlicht wären. Mancherlei ist festgestellt worden, auf welche Weise diese Sprüche angewendet werden müssen, gegen welche Krankheiten sie besonders wirkungskräftig sind und unter welchen Umständen sie am besten zu gebrauchen sind. Wir wissen auch einiges darüber, daß die Kenntnis dieser Sprüche nicht einfach von Mensch zu Mensch weitergegeben werden kann. Oft vererbt sich die Kunst nur in der Familie, in vielen Fällen können Frauen nur von Männern und Männer nur von Frauen das Besprechen lernen. Gelernt will es sein, nicht

jeder ist dazu berufen. Der Forschung sind bei ihren Untersuchungen die zahlreichen Aufzeichnungen zunutze gekommen, die von den Trägern und Benutzern der geheimnisvollen Sprüche selbst gemacht worden sind. Ganze „Flüsterbücher“ sind zusammengestellt worden. Erst kürzlich ist über eine aufschlußreiche pommerische Handschrift dieser Art eingehend berichtet worden¹⁾. Allein das „Volkskundliche Archiv für Pommern“ besitzt ein gutes Duzend solcher aus dem Volke stammender Sammlungen von Besprechungsformeln.

Die meisten dieser Handschriften sind etwa 60 bis 80 Jahre alt, einige auch älter, kaum eine aber jünger. Dies könnte vermuten lassen, daß der Glaube an die Zauberkräft der alten Sprüche heute in Pommern nicht mehr so lebendig ist wie früher. Und muß nicht auch in der modernen Zeit dieser „Aberglaube“, daß man mit geheimnisvoll gemurmelten Sprüchen und zauberischen Handlungen Krankheiten heilen könne, ganz von selber aussterben? Darn hätten wir, wie so oft, heute 'nur noch die letzten Ueberbleibsel einer alten, nicht mehr lebensfähigen pommerischen Volksüberlieferung zusammenzutragen und somit Totengräberarbeit zu leisten.

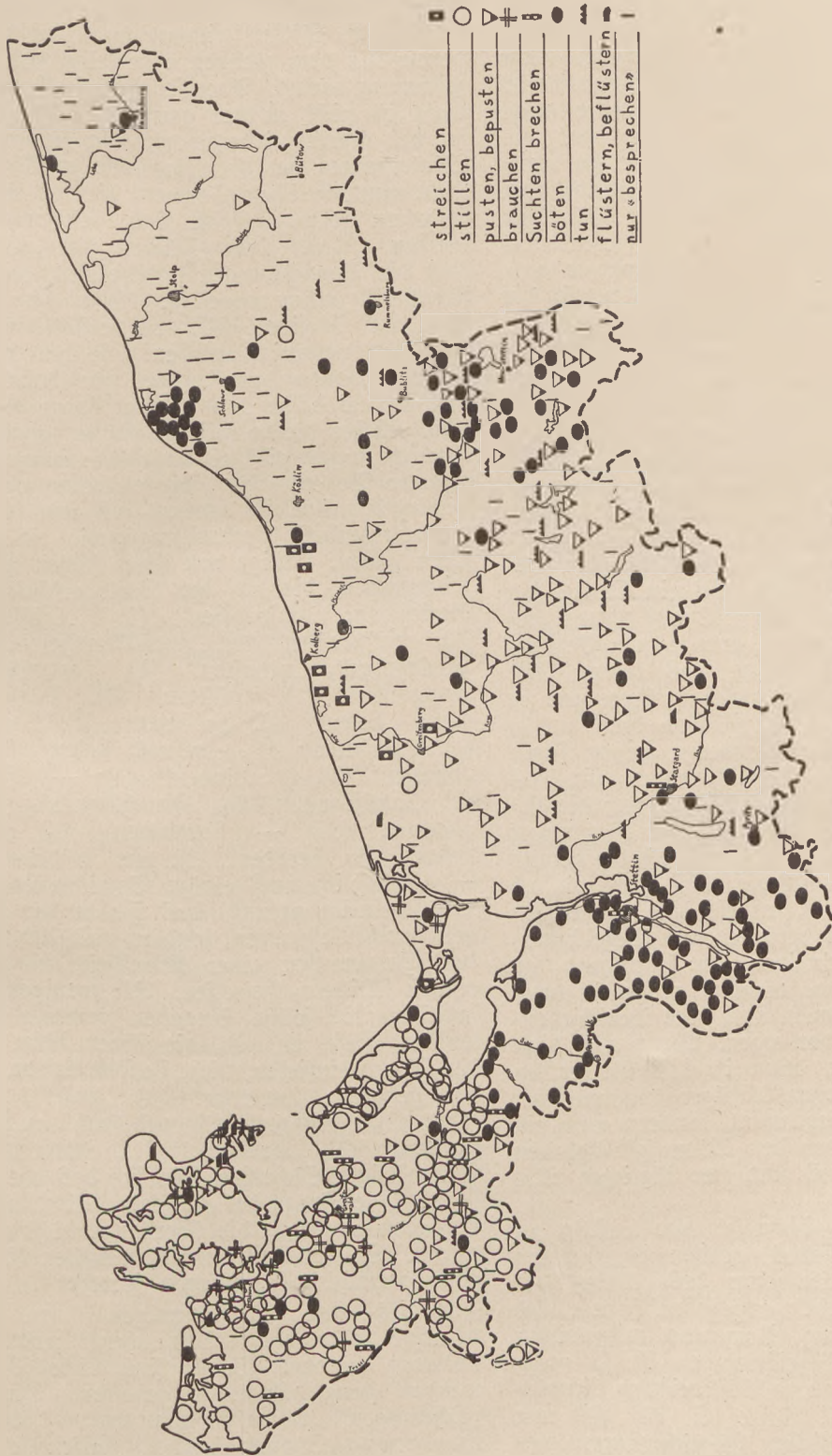
Aber es zeigt sich, daß diese Vermutung ein großer Irrtum ist. Aus allen Teilen des pommerischen Landes liegen einwandfreie Zeugnisse dafür vor, daß „noch heute“ das Besprechen, das Böten, das Stillen, das Suchtenbrechen, das Pusten, das Brauchen eine große Rolle spielt. Es ist kaum möglich, etwas Genaueres darüber festzustellen, was es nun wirklich in jedem einzelnen pommerischen Dorf und in jedem einzelnen Falle bedeutet. Einige glauben unverbrüchlich daran, denn sie wissen, daß es tatsächlich hilft. Andere machen es immerhin mit, da es ja wohl nichts schaden kann. Andere fühlen sich angezogen durch das Geheimnisvolle, das jenseits alles vernünftigen Denkens zu liegen scheint. Manche nehmen daran teil, einfach weil sie Träger sind alter Ueberlieferung und diese Ueberlieferung weitergeben und fortpflanzen, ohne sie jemals von sich abschütteln zu können. Für manche andere ist es vielleicht nur ein lustiger Scherz, den man sich nicht entgehen lassen will. Wir wissen heute ganz genau, daß der sogenannte „finstere Aberglaube“ nicht als etwas Eigentümliches den „unteren Schichten“ angehört, sondern alle Stände tauchen irgendwie in manchen ihrer Vertreter in diese geheimnisvolle Welt hinein. Wir wissen auch, daß nicht alle Erscheinungen, die man gemeinhin als „Aberglaube“ abtut, ohne weiteres mit einander verglichen wer-

den können, und wir wissen schließlich, daß auch in dieser Welt des sogenannten „Aberglaubens“ die unverfälglichen Kräfte unseres Volkstums wirken und fortleben bis in die Gegenwart hinein. Dieses letzte ist das Entscheidende. Denn hier gewinnt der Betrachter die Fähigkeit, ohne jedes unangebrachte Vorurteil der volkstümlichen Ueberlieferung gegenüberzutreten und in ihr das Wirken des Volksgeistes zu erkennen.

Auf einem kleinen Umwege, der aber zu sehr aufschlußreichen Beobachtungen führt, kann man sich einen ungefähren Eindruck davon verschaffen, wie bekannt „noch heute“ das Besprechen in Pommern ist und welche große Bedeutung es für das pommerische Volksleben der Gegenwart hat. Zu diesen Erfahrungen verhelfen die Sammlungen für den „Atlas der Deutschen Volkskunde“²⁾, die seit dem Jahre 1930 im Gange sind. 1931 ist für den deutschen Volkskundeatlas ein zweiter Fragebogen ausgeschickt worden. Insgesamt 671 Mitarbeiter in zusammen 650 pommerischen Orten haben diesen Fragebogen bis heute beantwortet. Unter den Fragen, die ihnen vorgelegt waren, befand sich auch die folgende: „Wie nennt man das Besprechen von Krankheiten? (z. B. segnen, brauchen, böten, binden, bannen).“ Weitere Erklärungen wurden im Fragebogen nicht gegeben. Doch in einem kleinen Mitteilungsheft, das den Fragebogen beilag, hieß es (S. 19): „Kein Mittel der Volksmedizin hat sich seit den ältesten Zeiten bis auf heute so fest und unverändert erhalten wie die Heilung von Krankheiten aller Art, besonders Hautleiden (Warzen, Rose, Ausschlag) und Wunden durch „Besprechen“. Erfolge, die nicht wegzuleugnen und wissenschaftlich auch wohl zu erklären sind, sichern dieser Heilweise ihre Anerkennung und Anwendung auch in den Kreisen, die sonst über allen „Aberglauben“ die Nase rümpfen.“ Man sieht: die Frage ist ganz allgemein gehalten. Nur ganz im großen ist nach der Bezeichnung für das Besprechen gefragt, obwohl doch zu erwarten ist, daß es etwas anderes ist und daß es auch anders bezeichnet wird, wenn die eine oder die andere Krankheit „besprochen“ wird. Man kann von dieser Rundfrage also nur Aufschlüsse einer ganz bestimmten und beschränkten Art erwarten. Aber auch diese

²⁾ Vgl. Herbert Schlegel, Methodische und technische Grundlagen des Atlas der deutschen Volkskunde (= Deutsche Forschung 27) 1934. — Ueber die Arbeit in Pommern: Karl Kaiser, Der Atlas der deutschen Volkskunde. Unser Pommerland 18. (1933.) Heft 3. — ders. der Atlas der deutschen Volkskunde in Pommern. Pommerische Heimatpflege IV. (1933.) Heft 3. — ders. Die Arbeit am „Atlas der deutschen Volkskunde“ in Pommern. Monatsblätter der Gesellschaft für pommerische Geschichte und Altertumskunde 48. (1934.) S. 160 ff.

¹⁾ Vgl. Madensen, Ein pommerisches Hirtenbuch des 18. Jahrhunderts als Quelle religiöser Volkskunde. In: Volkskunde-Arbeit. Festschrift für Otto Vauffer. (1934.) S. 196 ff.



Maßstab des Originals: 1:300 000

Das «Besprechen» in Pommern

Das Original der Karte ist hier in sechsstufiger Verfeinerung wiedergegeben.

Aufschlüsse sind gerade für Pommern besonders überraschend und bedeutungsvoll.

671 Pommern in allen Teilen des Landes haben also seit 1931 Gelegenheit gehabt, sich zu dieser Frage nach den Bezeichnungen für das Besprechen zwanglos zu äußern. Nur 34 von ihnen haben die Frage unbeantwortet gelassen, „unbekannt“, „nicht üblich“ oder „nicht mehr Brauch“ geschrieben. Einer hat ein Fragezeichen gemacht. Ein anderer hat mitgeteilt, daß das Besprechen zwar üblich, ihm aber nicht bekannt ist. Alle übrigen 637 Mitarbeiter haben die Frage nicht nur sofort verstanden, sondern auch etwas darauf zu antworten gehabt. Also nur knapp 5 v. H. der Mitarbeiter haben mit der Frage nichts anzufangen gewußt. Allein diese rein statistische Feststellung zeigt, daß das Besprechen eine volkstümliche Ueberlieferung ist, die in Pommern heute in überraschender Stärke lebt.

Es ist nun wichtig zu sehen, wieviel die einzelnen Mitarbeiter auf die Frage zu antworten haben, und auch hier zeigt sich wieder, wie lebenskräftig die Kunst des Besprechens im pommerschen Volksleben der Gegenwart steht. Weit mehr als ein Drittel der 637 Mitarbeiter, nämlich 242 von ihnen, begnügen sich nicht damit, nur eine Bezeichnung für das Besprechen aus ihrem Orte mitzuteilen. Sie geben gleich mehrere an: in 178 Fällen zwei, in 52 Fällen drei, in 10 Fällen vier. Zwei Mitarbeiter haben sogar je fünf verschiedene Bezeichnungen für das Besprechen zur Verfügung. Nicht nur die Lebenskraft des Besprechens in der Gegenwart wird dadurch bestätigt, sondern auch die bereits ausgesprochene Vermutung, daß nicht einfach von dem Besprechen an sich die Rede sein darf. Hinter diesen verschiedenen Bezeichnungen, die in einem einzigen Orte leben und von einem einzigen Gewährsmann mitgeteilt werden, muß sich doch wohl auch eine Verschiedenartigkeit der Sache verbergen. Wenn aber diese Vermutung zutrifft, dann ist das Besprechen nicht nur ein lebenskräftiger pommerscher Volksbrauch der Gegenwart, sondern auch ein reich gegliederter, der den Mannigfaltigkeiten des täglichen Lebens und der täglichen Not Rechnung trägt.

Schließlich: es ist nicht nur wichtig zu sehen, wieviel mitgeteilt worden ist, sondern auch was die Mitarbeiter des „Atlas der Deutschen Volkskunde“ angegeben haben. Die Fülle der aus ganz Pommern mitgeteilten verschiedenartigen Bezeichnungen ist so groß, daß ihre Darstellung und Beschreibung Schwierigkeiten macht. Die Karte (S. 31) gibt nur einen Teil der ermittelten Bezeichnungen wieder, die wichtigsten von ihnen: pusten und be-pusten, stillen, brauchen, böten, Suchten brechen, streichen, flüstern und beflüstern, tun und

schließlich auch „besprechen“ selber. Aber nicht alle Angaben, die sich auf die Bezeichnung „besprechen“ bezogen, konnten auf der Karte dargestellt werden. „Besprechen“ ist nur in denjenigen Fällen eingezeichnet worden, in denen aus dem gleichen Orte keine andere Bezeichnung vorlag. Aber selbst diese kleine Auswahl ist nicht in der ganzen Vielgestaltigkeit in der Karte niedergelegt, wie sie aus den Mitteilungen der Gewährsleute zu Tage tritt. Alle mundartlichen Formen, die bei einzelnen Wörtern sehr zahlreich sind, mußten beiseite bleiben. Unter dem Zeichen für „streichen“ sind die Bezeichnungen „abstreichen“ und „bestreichen“ zusammengefaßt. Unter dem Zeichen für „tun“ ist eine Fülle von verschiedenartigen Angaben vereinigt worden: „se het wat vör doan“, „dovoa daue“, „wat för dohn“, „sei möt em eiz doför daue“, „wat doogeege daue“ usw. Außer diesen auf der Karte dargestellten Bezeichnungen gibt es noch eine ganze Reihe anderer Benennungen, die entweder nur ganz vereinzelt mitgeteilt worden sind oder kein klar hervortretendes Verbreitungsgebiet in Pommern haben. Einige von ihnen stehen mit Bezeichnungen, die auf der Karte erscheinen, in Beziehung: „absprechen“ (1), „losprechen“ (1), „versprechen“ (1), „zurücksprechen“ (1), — „auspusten“, „utpusten“ (4), „abpuste“ (1), „wegpusten“ (1), „püstern“ (3). Dazu kommen: „beten“ (1), „abbeten“ (2), „bebeten“ (1), „verbeten“ (1), „gesund beten“ (3); — „binden“ (3), „verbinden“ (1); — „segnen“ (7), „aussegnen“ (2), „spruchsegnen“ (1); — „bannen“ (35); — „bewundern“ (1), „zurückrufen“ (1), „bereden“ (1), „sei ka dawoe“ (1). — Schließlich noch einige Bezeichnungen, die wahrscheinlich garnicht das Heilen der Krankheit durch Besprechen, sondern das Anzaubern, das Hervorrufen einer Krankheit mit zauberischen Mitteln, betreffen. Die wenigen Mitarbeiter, die solche Angaben gemacht haben, wollten diese Wörter, die ihnen beim Lesen der Frage einfielen, nicht beiseite lassen. Hierher gehören: „verrufen“ (4), „pofel“, „bepofeln“ (2), „beheren“ (1) und wohl auch „bezaubern“ (1), „betöwern“ (1), „töwern“ (1). Mit völliger Sicherheit läßt sich das aber nicht sagen. Die Frage hat manchen Mitarbeiter zu Angaben angeregt, die überhaupt nicht gefragt waren. So hat auch ein Mitarbeiter die Angabe gemacht „Diebesfegen sprechen“.

Aus den Bezeichnungen kann schon manches über das „Besprechen“ selber entnommen werden. Gewiß sind viele Bezeichnungen ganz allgemein gehalten. Die Bezeichnungen „böten“, „bannen“, „binden“, „zaubern“, „Suchten brechen“ lassen keinerlei Schluß auf den Vorgang beim Besprechen zu. Andere Wörter führen aber weiter. Aus einigen geht hervor, daß im Mittelpunkt das

Sprechen von geheimnisvollen Sprüchen steht. Solche Bezeichnungen sind: vor allem „besprechen“ selber mit seinen verschiedenen besonderen Formen und Verwandten, dann „flüstern“, „beten“, „zurückrufen“. Andere Bezeichnungen, wie „abstreichen“, „bestreichen“, „segnen“, lehren, daß bestimmte zauberische Bewegungen erforderlich sind. Vor allem die Hand ist die Trägerin der menschlichen Zauberkräft. Solche magische Heilkräft hat aber auch der Atem, und darauf deuten Bezeichnungen wie „pusten“, „bepusten“, „püßtern“, „auspusten“ usw. Selbstverständlich braucht der ursprüngliche Sinn dieser Bezeichnungen nicht immer mehr lebendig zu sein. In vielen Fällen ist er heute verwischt. Man kann auch „bepusten“, indem man den wirkungskräftigen Zauberspruch in der rechten Weise flüstert und den kranken Körperteil mit der Hand bestreicht. Und man darf sich das „Flüstern“ nicht immer so vorstellen, daß nur geheimnisvolle Worte leise gesprochen werden. Heilende Bewegungen mit den Händen gehören meistens dazu.

Es fragt sich nun, ob alle diese Bezeichnungen einfach über Pommern hingestret sind, ohne daß sich eine Regel und ein Gesetz erkennen ließe. Die Antwort wird von der Karte (S. 31) erteilt. Sie zeigt, daß drei große Gebiete in Pommern deutlich hervortreten:

1. Vorpommern mit den Inseln Rügen, Usedom und auch Wollin. Auf dem Festland wird dieser vorpommersche Bezirk abgegrenzt durch eine Linie, die ziemlich genau mit der Zarow zusammenfällt. Auf's neue ist damit diese wichtige Grenze innerhalb der pommerschen Volkstumslandschaft sichtbar, die Robert Holsten bereits vor zwei Jahrzehnten bei seinen Untersuchungen über die Verbreitung anderer Wörter in Pommern festgestellt hat. — In diesem vorpommerschen Gebiet herrscht die Bezeichnung „stillen“ vor. Zwar kommt das Wort „stillen“ gelegentlich auch weiter im Osten vor, aber diese wenigen Ausnahmen vermögen an dem Bild nichts Wesentliches zu ändern. Auch zwei nicht so häufig mitgeteilte Bezeichnungen sind auf dieses vorpommersche Gebiet beschränkt: „brauchen“ und „Suchten brechen“. An zwei Stellen ist die Bezeichnung „Suchten brechen“ im Begriff, in Mittelpommern einzufallen, bezeichnender Weise in den großen Städten Stettin und Stargard. Die Stadt wirkt als ausgleichende und glättende Kraft zwischen den verschiedenen Lebenszentren des Volkstums. Auch die Bezeichnungen „flüstern“ und „beflüstern“ sind fast ganz auf Vorpommern beschränkt. Besonders häufen sie sich im südöstlichen Teile Rügens. — So zeigt sich dieses vorpommersche Gebiet in klaren, scharfen Umrissen und ist deutlich gegen das übrige Pommern abgesetzt.

2. Ostpommern, und zwar das Land östlich etwa einer Linie, die man von Rügenwalde über Schlawe nach Rummelsburg zieht, ist auf der Karte auffallend einfach und leer und sticht scharf von dem bunten Bilde ab, das die vorpommersche Ueberlieferungsfülle darbietet. Nur ganz vereinzelt werden aus diesem ostpommerschen Bezirk besondere Bezeichnungen für das Besprechen gemeldet. Die meisten Mitarbeiter haben lediglich „besprechen“ oder mundartliche Formen dieses Wortes angegeben. Je weiter man nach Westen zu schreitet, um so seltener werden die Fälle, daß die Mitarbeiter nichts anderes wie das Wort „besprechen“ aus ihrem Orte mitzuteilen hatten.

3. Zwischen diesen deutlich hervortretenden Landschaften des Ostens und des Westens zieht sich ein breit ausladendes Gebiet hin, das im Westen etwa durch die Zarow und im Osten durch die besprochene Linie Rügenwalde-Schlawe-Rummelsburg eingegrenzt ist. Die äußersten Posten dieses Bezirkes werden gehalten durch die Bezeichnung „böten“: im Westen wie im Osten. Dicht herrscht „böten“ in den Kreisen Uckermünde und Randow. Das Verbreitungsgebiet der Bezeichnung „böten“ reicht nach Osten zu über die Oder hinüber und geht auf dem rechten Oderufer etwa bis zur Ihna. Dann folgt ein weitläufiges Gebiet, in der sie nur gestreut vorkommt. Aber im Osten, im Kreise Neustettin und nördlich bis über Bublitz hinaus und an Rummelsburg heran, ist die Bezeichnung „böten“ wieder auffallend gehäuft. Diesem südlichen Schlußpfeiler tritt in der Gegend um Schlawe und Rügenwalde ein nördlicher zur Seite. „Böten“ bricht zwar manchmal auch über seine so beschriebenen Verbreitungsgrenzen hinaus. Das sind aber schwache Ausstrahlungen vom Hauptgebiet her. — Auch die verschiedenartigen Bezeichnungen und Ausdrücke, die auf der Karte unter dem Stichwort „tun“ vereinigt sind, kommen fast ausschließlich in diesem mittelpommerschen Bezirk vor. Dabei ist bemerkenswert, daß sie sich deutlich in den südlicheren Teilen Pommerns halten und nach Norden in der Regel eine Linie nicht überschreiten, die etwa von Stettin nach Schlawe zu gezogen wird. Diese Linie fällt unverkennbar zusammen mit der Grenze, die Robert Holsten für die Bezeichnung „Pütt“ (Ziehbrunnen) festgestellt hat. — Auch „pusten“ und „bepusten“ kommen vor allem im mittleren Teile Pommerns vor. Diese beiden Bezeichnungen reichen aber auch oft über die Zarowlinie nach Vorpommern hinein.

Dies sind die wichtigsten Ergebnisse, die sich aus der Karte ablesen lassen. In mancher Hinsicht werden durch sie Ergebnisse früherer Forschungen, vor allem Robert Holstens,

bestätigt. Manches andere ist neu und bedarf noch genauerer Nachforschung. Die Gründe für diese Gliederung des pommerischen Landes lassen sich hier nicht erörtern³⁾. Geschichtswissenschaft und Geographie haben einzusehen und zu erklären und zu deuten, was die pommerische Volkskunde zunächst nur einfach dargestellt und beschrieben hat. Die pommerische Volkskunde darf aber nicht dabei stehen bleiben, das eine oder andere Wort, diese oder jene Volksüberlieferung herauszugreifen und deren Verbreitung in Pommern festzustellen, sondern sie muß eine große Anzahl von verschiedenen volkskundlichen Karten aus Pommern liefern, und alle Gebiete der pommerischen Volkskultur müssen dabei berücksichtigt werden. Dann vermag die pommerische Volkskunde, im Verein mit ihren Nachbarwissenschaften, auch das entscheidende Wort zu sprechen, welche Ereignisse der Siedlungsgeschichte, welche Stöße und Ströme der deutschen Siedlung in Pommern im Bilde der heutigen pommerischen Volkstumslandschaft wiederzufinden sind⁴⁾.

Der kleine Umweg, der eingeschlagen worden ist, um die Bedeutung des Besprechens für das heutige pommerische Volksleben festzustellen, hat also „nebenbei“ einen wichtigen, neuen Beitrag zur pommerischen Volkstumsgeographie gebracht. Eine große Fülle von verschiedenen Bezeichnungen für das Besprechen sind in Pommern festgestellt worden. Sie sind nicht regellos über dem Lande ausgestreut und durcheinander gewirbelt, sondern nach Gesetzen geordnet und sinnvoll verteilt. Diese sinnvolle Ordnung, die wir im Volksleben der Gegenwart beobachten, hilft uns die Geschichte des Landes Pommern und des pommerischen Volkes verstehen, und sie erhält umgekehrt aus der pommerischen Ge-

schichte heraus manche Aufklärung. Als sichere Erkenntnis ist gewonnen, daß das Besprechen, so „unmodern“ es nun auch auf den ersten Blick scheinen mag, nach wie vor in Pommern sehr lebendig ist. Gewiß liegen Anzeichen dafür vor, daß die alten Ueberlieferungen in der Gegenwart gewissen Wandlungen unterworfen sind. Aber keinerlei Anzeichen gibt es, daß der alte Brauch, Krankheiten und sonstigen Uebeln mit geheimnisvollen Sprüchen und Zauberhandlungen zu Leibe zu gehen, in seiner Lebenskraft heute geschwächt sei.

Manche andere Frage ist noch ganz ungeklärt, und wie verwickelt und schwierig das ganze Gebiet ist, hat sich vielleicht jetzt erst deutlich gezeigt. Selbstverständlich ist nicht mit allen Bezeichnungen immer auch dasselbe gemeint. Es ist etwas anderes, ob die Rose oder der Brand oder die Warzen oder eine Wunde besprochen wird, und etwas anderes ist es auch, ob man Krankheiten beim Menschen oder beim Vieh bespricht. Nur dem Außenstehenden kann es so scheinen, als ob alles Besprechen einfach „besprechen“ sei. Wer näher hinschaut, wird erkennen, daß es eine ganze Reihe von verschiedenen Besprechungskünsten gibt, die jede für ihren Fall angewendet werden müssen und die nicht Jeder alle beherrscht. „Stillen“, so schreibt ein Mitarbeiter des „Atlas der Deutschen Volkskunde“, „stillen“ sagt man nur, wenn menschliche Krankheiten geheilt werden sollen. „Besprechen“ bezieht sich auf Viehkrankheiten. Außerdem kommt auch die Bezeichnung „brauchen“ vor. „Bannen“ sagt man aber nur von der Kunst, Geister zu beschwören.“ Nicht überall in Pommern werden die verschiedenen Bezeichnungen in dieser Weise verwendet. Manche Angaben stehen zu den Mitteilungen dieses Mitarbeiters geradezu im Widerspruch, und so wird erneut bewiesen, wie vielgestaltig die pommerische Volksüberlieferung überall ist.

Viele Fragen, die heute noch nicht abschließend beantwortet werden können, werden in kürzester Zeit der Lösung näher kommen. Für den „Atlas der Deutschen Volkskunde“ ist bereits ein neuer Fragebogen ausgesandt worden, der sich unter anderem wiederum mit dem „Besprechen“ beschäftigt. Wer bespricht? Frauen, Männer? Kann man sich selber besprechen? Gibt es Zeiten des Tages oder des Monats, die für das Besprechen besonders günstig sind? Wie geht das Besprechen vor sich? Wie nennt man das Besprechen von Viehkrankheiten? Welche Krankheiten werden überhaupt durch Besprechen geheilt?

³⁾ Siehe Robert Holsten, Sprachgrenzen im pommerischen Plattdeutsch 1928. — ders. Wie Pommern ein deutsches Land wurde. Unser Pommerland 19. (1934). S. 60 ff. (Dort weitere Literatur). — vgl. Kurt Mische, Die niederdeutsche Sprache in Pommern. In: Pommernatlas. 1934. Blatt 46.

⁴⁾ Karten auf Grund pommerischen Materials des „Atlas der deutschen Volkskunde“ sind in folgenden Arbeiten enthalten: Karl Kaiser, Fulkapp, ein nordischer Volksbrauch in Pommern? Deutsch-Schwedische Kunstausstellung Saabnis-Dwańieden 1934. S. 59 ff. — ders. Deutsche Volkskunde in Greifswald. Greifswalder Universitätszeitung IX. (1934). 17. Dezember, Nr. 9. — ders. Bezeichnungen für den Marienkäfer in Pommern. Monatsblätter der Gesellschaft für pommerische Geschichte und Altertumskunde 49. (1935). Nr. 1. — ders. Pommern und der „Atlas der deutschen Volkskunde“. Von pommerischen Hochzeitstagen. In: Das Bollwerk. Februar 1935.

Fastnachtsitten

Von Friedrich Wilhelm Schmidt, Altona

Die Fastenzeit beginnt mit dem Sonntag Quinquagesimus. Ungefähr in derselben Zeit feierten auch die alten Germanen ihr Iulfest zu Ehren der wiedererwachenden Sonne. Mit Beginn des Winters hatte sie sich von ihrer Arbeit zurückgezogen, um in der Sonnenhöhle des Winterschlafes zu pflegen. Aber sie wurde während der Ruhe von dem Eber, der in den Wäldern nach Nahrung suchte, überfallen und an einem Fuß verwundet. Aus der Wunde floß viel Blut, sechs volle Monate mußte sie krank daniederliegen. Dann trat sie ihren gewöhnlichen Lauf wieder an, aber die Wunde roch noch immer furchtbar. Erst, als die erzürnte Sonne durch ein Opfer gesühnt war, legte sich der Gestank. Und so war denn die Opferung des Ebers am Iulfest ein alter Brauch der Germanen. Noch heute erinnert der Weihnachtsschweinebraten, der häufig „Iuleber“ genannt wird, daran.

Das Christentum hat bei der Einführung der Fasten, die eine Erinnerung an die vierzig-tägige Leidenszeit des Heilandes sein sollten, an die beim Iulfest üblichen Gebräuche angeknüpft. Die Germanen wieder hatten vieles von den Griechen und Römern übernommen, die in dieser Zeit ihr Bacchus- und Luperkalfest feierten. So ist es kein Wunder, wenn wir in den deutschen Fastnachtsitten und -gebräuchen Anklänge an das Heidentum finden.

Die katholische Kirche kannte ehemals drei große Fasten von je 40 Tagen. Die eine fand in der Adventszeit, die andere vor Ostern, eine dritte um Johannis statt. Jeder sollte sich im Gebet sammeln und innerlich versenken in das Leiden und Sterben Jesu. Alle bürgerlichen Handlungen, die den Christen von dieser Pflicht ablenken konnten, waren deshalb verboten. Nicht einmal Hochzeiten durften in den Fasten veranstaltet werden. Dem Geistlichen war bei Androhung schwerer Kirchenstrafen die Vollziehung der Trauung während dieser Zeit untersagt. Auch die Gerichte blieben in der Fastenzeit geschlossen. Nach der Rostocker Gerichtsordnung von 1586 war in den Gerichten Vakanz von acht Tage vor bis acht Tage nach Fastelabend. Manche Here, die im Hexenturm schmachtete und auf Erlösung von den Martern und Qualen durch Vollstreckung des Todesurteils hoffte, mußte sich in Geduld fassen, denn Todesstrafen durften in den Fasten nicht verhängt, die „scharfe Frage“ nicht gestellt werden. Dagegen herrschte in den Kirchen ein reges Leben. Die Passionspredigten, die

feierlicher denn sonst gehalten wurden, riefen die Massen in die Gotteshäuser; Kindergottesdienste und Nachmittagsmessen wurden häufiger als üblich veranstaltet. Bestimmte Zeremonien wurden beachtet; Gesänge, die mit dem Halleluja schlossen, durften nicht gesungen werden, das sonst so beliebte Kirchenlied „Allein Gott in der Höh“ war in dieser Zeit verboten. Dreimal am Tage riefen in manchen Städten die Glocken die Bewohner zur Kirche. In Rostock war dieses dreimalige Läuten 1661 von dem hochlöblichen Rat angeordnet, als die herannahende Türkengefahr die Bewohner ermahnte, Gott im Gebet um Beistand zu bitten. Seit dieser Zeit läuteten die Glocken hier tagaus, tagein, dreimal am Tage; aber in der Fastenzeit waren ihre Klänge besonders innig und ihre Töne besonders dringlich.

Von diesen drei großen Fasten ist nur die Fastenzeit vor Ostern übrig geblieben. In alten Quellen wird bald die ganze Woche von Sonntag Quinquagesimus bis Sonntag Invoavit, bald der erste Sonntag und der darauf folgende Montag, bald nur der Dienstag vor Aschermittwoch als Fastnacht bezeichnet. Die Namen, die die einzelnen Fastentage führten, sind oft sehr wunderbar. So hieß der Sonntag Quinquagesimus: feiste Sonntag, schmalzige Samstag, Herren-Fastnacht, Pfaffen-Fastnacht, Rinne Samstag oder unsinnige Pfinztag. Der darauffolgende Montag, der noch heute als geiler oder blauer Montag bekannt ist, führte die Bezeichnungen: Fraßmontag, Narren-Kirchweih-tag, Vastelwende, Fastnacht, Fastelauns, Mandag, Wasenacht. Der Aschermittwoch war der eigentliche Anfang der Fasten. Die Bezeichnung soll von einer in der katholischen Kirche ehemals üblichen Sitte herrühren, daß der Gemeinde an diesem Tage ein Kreuz an die Stirn gezeichnet wurde von der Asche solcher Palmen, die im Jahre vorher geweiht waren. Der Geistliche sprach, wenn er seinen Finger in die Asche tauchte und das Zeichen des Kreuzes machte, die Worte: „Gedenke Mensch, daß du Asche bist und wieder zu Asche werden wirst“. Eine andere Bezeichnung für Aschermittwoch ist Schürtag (Reinigungstag).

Eine Zeit der inneren Sammlung, wie die Kirche es wollte, waren die Fasten nicht; es herrschte vielmehr unter der Jugend und den Erwachsenen eine tolle Ausgelassenheit. Das heutige Karnevalstreiben ist nur ein schwacher Ueberrest von dem ehemaligen ausgelassenen Leben und Treiben der Fastenbrüder. Kirchliche Kreise fühlten sich immer wieder veranlaßt, warnend ihre Stimme zu erheben gegen die Verwellichung und Verflachung der Fastenzeit und die Behörden zu einem Einschreiten gegen das Fastnachtsunwesen aufzufordern. Erasmus Saterius wünschte in seinem „Hirtenbuch“ von 1566, daß im Interesse der Förde-

rung der öffentlichen Moral Rymessen, So- hannisnächte, Burckards- und Martensfeste, Walgernächte und Spinnstuben, „Fastnacht zu gehen und Mummerei zu treiben“ verboten werden sollten, da dies nur zu einem „verrückten und ruchlosen Leben führe“. Kirche und weltliche Obrigkeit sahen sich genötigt, durch Strafbestimmungen dem Unwesen Einhalt zu gebieten. Die Rostocker Polizei-Ordnung von 1586 setzte fest, daß „über elf oder zum höchsten zwölf Schläge auf den Abend“ kein Bier mehr in den Krügen und Wirtshäusern geschenkt werden sollte. Fast alle Polizeiordnungen aus dem 16. und 17. Jahrhundert enthalten Bestimmungen, die sich gegen die üblen Gebräuche und Gewohnheiten, gegen Unzucht und Schandtaten, gegen Schwelgerei und Sauferei während der Fastenzeit richteten.

Wenn die vermummten Gestalten durch die Straßen zogen und sich in den Krügen den nötigen Mut angetrunken hatten, dann durften sich die jungen Mädchen nicht auf den Gassen sehen lassen. Sie wurden bis in die Häuser verfolgt und in grober Weise belästigt. Besonders geschah das beim Pflugziehen. Damit hatte es folgende Bewandnis. Junge Burschen, wunderbar verkleidet, zogen, unflätige Lieder singend, einen Pflug durch die Straßen; lief ihnen eine Jungfrau in den Weg, so wurde sie, gleichsam zur Strafe, daß sie noch nicht verheiratet war, gezwungen, den Pflug zu ziehen. Dabei soll es vorgekommen sein, daß ein bis in die Wohnung verfolgtes Mädchen den aufdringlichen Fastenbruder mit dem Dolch erstach. Vor den Richter geführt, erklärte das Mädchen, nicht einen Menschen, sondern ein Gespenst ermordet zu haben. Es wurde freigesprochen. Als Maske bei diesen Umzügen diente gewöhnlich ein ausgehöhlter Kürbis, der bunt bemalt und mit Oeffnungen für Nase, Augen und Mund versehen war; Feuer, das man, um die Wirkung zu erhöhen, in den Mund nahm, leuchtete durch die Oeffnungen der Maske hindurch. Die vermummte Gestalt hatte so mehr das Aussehen eines leibhaftigen Gespenstes als eines Menschen. Derartige Pöffen waren nicht gefahrlos. Es sind Fälle bekannt, daß die Fastenbrüder in ihren Vermummungen jämmerlich verbrannten.

Ueblich waren ehemals in der Fastenzeit Umzüge der Kinder. Sie zogen, nicht selten unter der Führung ihrer Lehrer, verkleidet und vermummt von Haus zu Haus, sagten ihr Sprüchlein her und erbettelten sich Gaben. Die zusammengebrachten Gaben wurden ins Schulhaus getragen und dort gemeinsam verteilt. Dann folgte ein Fastenschmaus bei Milch, Bier und Heetweggen, den Abschluß bildete ein Tanz. In Pommern war diese Sitte noch am Anfang des vergangenen Jahrhunderts

üblich. Klagen über Klagen über das Unpädagogische dieser Veranstaltungen füllten die Blätter alter Aufzeichnungen.

Eine beliebte Art der Vermummung bildeten die sog. Schlittenmasken. Es ist aus Pommern und anderen Gegenden bekannt, daß sich Freunde und Bekannte zusammenschlossen, um bei geeigneter Witterung, verkleidet und vermummt, Schlittenfahrten in die Umgegend zu unternehmen. Ein Leben entstand im Dorf, wenn Paufer, Trommler und Trompeter das Nahen der Fastnachtgesellschaft verkündeten.

Allgemein üblich war das Heetweggenstäupen. Junge Burschen erschienen mit ihren aus Tannenzweigen hergestellten Fastelabendruten des Morgens in aller Frühe in den Schlafgemächern der Mädchen, um sie aus den Betten zu „stäupen“ und mit ihnen ein Heetweggenessen zu veranstalten. Hierbei sollen die kräftigen Burschen nicht immer sehr zart und korrekt mit den überraschten Mädchen umgegangen sein. In bürgerlichen Kreisen nahm das Stäupen nicht so grobe Formen an. Man berührte sich hier nur mit einer kunstvoll aus Draht hergestellten und mit buntem Papier geschmückten Rute ein wenig die Finger. Das Heetweggenstäupen ist in veränderter Form noch erhalten in der Sitte des „Schmadoftern“, die in der Ostmark gebräuchlich ist. Das junge Volk bindet am Osterabend Ruten aus frischem Grün und überrascht am nächsten Morgen damit Eltern, Freunde und Bekannte im Bett. Kraft und Segen werden symbolisch durch Rutenhiebe auf den Geschlagenen übertragen. Zum Lohn für das erwiesene Wohlwollen erhalten die Schmadofterer von den Geschlagenen ein Geschenk, meist bunte Ostereier. Ueber eine ähnliche Sitte, über das „Aufklappen“ mit der Fastnachtsrute, wird aus Nordschleswig berichtet. „Am Tage vor Fastnacht schnitt unser Vater für uns Kinder Stöcke zurecht, die aber an dem einen Ende gegabelt sein mußten. Mutter und unser Mädchen hatten inzwischen buntes Glanzpapier in Streifen geschnitten und fein ausgefranst; damit unwickelten sie den Stock, je bunter, je besser. Ueber jedes Ende der Gabel wurde ein kleiner Wattebausch festgebunden, dieser auch mit Buntpapier überzogen und Papier herumgebunden, so daß es aussah, als blühten dort zwei Rosen. . . . Am Fastnachtmorgen schlichen wir uns leise an Mutters Bett, schlugen mit unsern Ruten auf die Bettdecke und sangen dazu folgendes Lied:

„Klapp op, klapp op för 'n Hedewig,
 von Osten nah Westen,
 die Warmen sind de Besten.
 Und sind se grot,
 denn is dat goot,
 und sind se kleen,
 denn giff dat twee för een.“

Nun gab's keine Gnade: Mutter mußte ihre Heizwecken abrücken, für jeden eine oder zwei.“ („Der Schleswig-Holsteiner“, vom 12. 2. 27.)

Mädchen und Burschen, aber auch Er-wachsene gingen ehemals am Fastelabend mit grünen Sträußen, die aus den ersten Kräutern des Frühlings sorgsam hergestellt waren, meistens aber aus Tannenzweigen bestanden, durch die Straßen, um ihren Bekannten einen „grünen Fastelabend“ zu wünschen; besonders wurde er von armen Kindern reichen Leuten

Masken versehen, gehen mit ihren Ruten in die Häuser, um ihr Sprüchlein zu sagen und eine Gabe zu erbitten. Auf Rügen ist besonders folgender Spruch üblich:

„Fastelabend! Fastelabend!
Vör diss'er Döhr
steht 'n blanken König vör!
Differ Dähl is holl un holl,
fief Stieg Eier liggn dor woll,
dree dorvon in miene Riep,
du büst arm, id bün rief.“



Auhn. Wehrauther

Winterliche Heide

überreicht. Man bediente sich der schlichten Worte: „Ich bringe dir einen grünen Fastelabend-Busch“ oder des Spruches:

„Ich bring' zum Fastelabend einen grünen Busch,
habt ihr nicht Eier, so gebt nur Wurst.“

Eine kleine Gabe war ihr Lohn. Einen ähnlichen Spruch hört man noch heute auf der Insel Usedom, er ist auch sonst in Pommern bekannt:

„Fastelabend, Fastelabend!
Wat ratschelt im Busch?
Hest nich Eier, so giv mi ne Wust,
hest kene Wust, so giv mi 'n Stück Speck,
denn goah id ok gliest wedder wech.“

Die Fastnachtstrute spielt noch heute in Pommern eine große Rolle. Knaben und Mädchen, seltsam verkleidet und mit bunten

Derselbe Spruch ist noch in einer anderen Fassung gebräuchlich:

„Fastelabend! Fastelabend!
Vör diss'er Döhr
steht 'n blanken König vör
mit sien blanken Hot.
Differ Dähl is holl un holl,
vier Stieg Eier liggen dor woll;
dree dorvon in miene Riep,
dien Fru watt selig
un id war rief.
Hoch im Wiem hängn dree lange Mettwust.
Schnieden Se nich to rum,
schniedn S' sich nich in Dum.
Loaten S' mi nich so lange stoahn,
id will noch hät'n wieder goahn!“

Ein anderer Fastnachtsspruch ist folgender:
„Hoch im Wiem hängt ne lange Mettwust!
Fru, schniedn Se von de lange aff,

un loaten S' de forte hängn,
un seggen S' to eren Mann:

„Das hat die Rak getan!“

Der Mann war belogen,
die Rak' ist betrogen,
die Wust ist in meine Riep geflogen!“

Nicht immer war das Fastnachtstreiben ein Leben in Ausgelassenheit, es hatte auch ernstere Seiten. Besonders waren es die Zünfte, die, an übliche Gewohnheiten anknüpfend, diese zu eigenartigen Zunftsitzen entwickelten. Am Donnerstag in der Fastenzeit führten in einigen Gegenden die Fleischer einen wohlgemästeten Ochsen in feierlicher Prozession durch die Stadt, den sie dann, wenn sie ein Trinkgeld erhoben hatten, miteinander verschmausten. Aus Rostock ist bekannt, daß die dortigen Fleischer um die Mitte des 18. Jahrhunderts einen Ochsen in der Fastenzeit durch die Stadt führten. Die Jugend hatte sich schon lange auf den Amzug gefreut. Plötzlich erscholl die Trompete und verkündete das Nahen der Prozession. Daß man einen Ochsen wählte, hat wohl darin seinen Grund, daß der Ochse den Heiden als Zeichen der Fruchtbarkeit galt. Der Gott Apis oder Serapis war als Ochse dargestellt, der mit den schönsten Salben bestrichen, mit den wohlriechendsten Spezereien geräuchert und dann in einem heiligen Brunnen ertränkt wurde. Weiber sollen mit erhobenen Röcken vor diese Bestie getreten sein. Ein Ochse wurde auch dem germanischen Odin geopfert.

In anderen Gegenden trugen die Fleischer ehemals in der Fastenzeit eine Riesenwurst umher. Aus Königsberg wird berichtet, daß sie dort 1558 eine Wurst von nicht weniger als 198 Ellen in der Länge und einem Gewicht von 434 Pfund umhertrugen. Sie war aus 36 Schinken hergestellt, und 91 Personen mußten diese Last schleppen. Die Bäcker bräuteten dann große Wecken, und Bäcker und Schlachter hielten gemeinsam bei Wurst und Wecken ihren

Fastenschmaus. Diese Sitte war nicht streng an die Fastenzeit gebunden. Sie wurde auch zu Neujahr gepflegt und der Schmaus dann am Heildreifönigstage gehalten.

Viele Fastnachtsitten haben eine symbolische Bedeutung. Das Wiedererwachen der Natur und die Wiederankunft der Sonne sollten dargestellt werden. Jungen und Mädchen gingen am Fastelabend auf eine Anhöhe, um von hier ein mit Stroh umwickeltes und angezündetes Wagenrad herunterlaufen zu lassen. Es sollte der Eindruck erweckt werden, als käme die Sonne vom Himmel. Oder es wurde eine angezündete Holzscheibe in die Höhe geworfen, um die Ankunft des Frühlings und das Verschwinden des Winters symbolisch darzustellen. Es wurden auch kunstvoll angefertigte Strohpuppen, die wahrscheinlich die dämonischen Mächte des Winters darstellen sollten, abgebrannt, in einigen Gegenden sogar lebendige Rakzen.

Zum Schluß sollen noch einige pommersche Sprichwörter erwähnt werden, die sich auf Fastelabend beziehen:

„Fastelabend vâl Schnee,
det de Saat recht weh.“

Auf die Fastnachtschmause bezieht sich das folgende Sprichwort:

„Dest di Fastelabend to vâl to göden,
ward in de Fasten dien Hart noch blöden.“

Das Wetter zur Fastnacht ist für die folgende Zeit von Bedeutung:

„Is't Fastelabend kolt und hell,
is im Ault de Sünn Gesell.“

„Fastnacht hell und klar,
gibt gutes Flachsjahr.“

„Givt to Fastabend vâl Stirn,
leggen aller Höhner girn.“

Rundschau

Das Ernst Moritz Arndt-Museum in Bonn

„Als Deutschland durch eigene Zwietracht nichts mehr war, da umfaßte mein Herz Deutschlands Einheit und Einigkeit“, so faßte Arndt selbst mit knappsten Worten eigenes Wesen, wesentlichsten Umriß der Person, Willen und Werk zusammen.

Ernst Moritz Arndt, in einer Zeit „politischer Erbärmlichkeit und Hilflosigkeit“ sehnsüchtiger Rufer und beredter Wecker deutschen Selbstbewußtseins, von innerer Erglühtheit beseuerter Sängers und Streiter für deutsche Freiheit und Einheit, wurde im Sommer des Jahres 1818, nach einem wechselvollen und unruhigen Wanderleben als Professor der Geschichte an die soeben gegründete Rheinische Universität in Bonn berufen. Dies sollte ein Dank sein für den unermüdlichen, begeisternden Sprecher „hochpolitischer und hoch-

menschtlicher Ideen eines eigenen und einigen Volkes“, den Wächter nationaler Würde, Einheit und Freiheit, der ein Politiker von seltener Volkstümmlichkeit und edelstem Geblüt war. Der auf Rügen Geborene, der Freund des Freiherrn vom Stein, baute sich in Bonn „ein Haus am heiligen Rhein, welches die Schönheit des herrlichen Siebengebirges gerade aufs Korn nahm“. In diesem Haus, in dem der Dichter und Professor fast ein Menschenalter verbrachte, starb er auch. Aber auch hier war ihm ein reichliches Maß an Widerwärtigkeiten, Enttäuschungen und Unruhe nicht erspart geblieben.

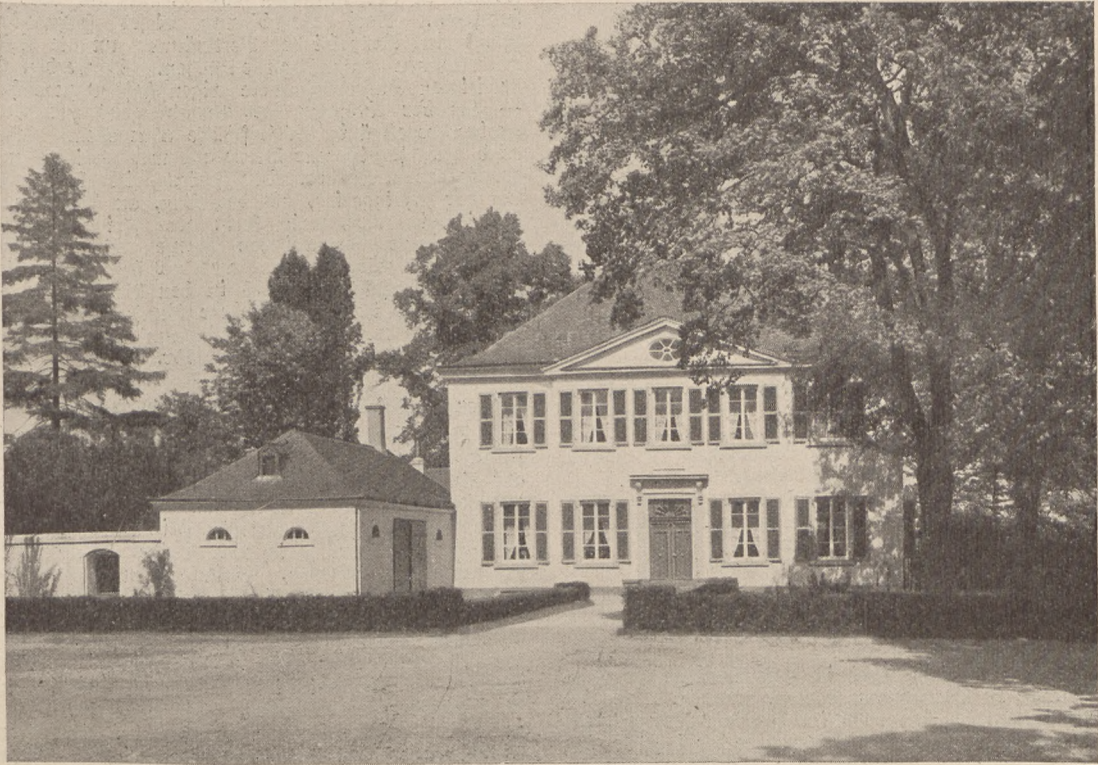
Dieses Haus hat man im vorigen Jahr als stille Gedächtnisstätte eingerichtet. Die Einweihung und Eröffnung fand unter großer Anteilnahme und in Verbindung mit einer Gedächtnisfeier der Rheinischen

Friedrich-Wilhelms-Universität statt und war Ausdruck des unvergessenen Andenkens und der Erfüllung einer bisher noch nicht gebührend eingelösten Dankverpflichtung.

Das Haus, 1819 nach Arndts Ernennung zum Professor in Bonn erbaut, das zweistöckig, hell und mit lachenden grünen Fensterläden in freundlicher Zurückgezogenheit an der Koblenzer Straße liegt, sieht gar nicht verbittert drein. Es trägt noch die glückliche Schlichtheit des Ursprungs, wie vor mehr als hundert Jahren. Eine milde und sanfte Heiterkeit geht von ihm aus, trotzdem der Garten heute wie ein Schulhof aussieht. Der Blick aus dem kleinen Saal des ersten Stockwerks ergreift die erste sanfte Erhebung der Berge und erreicht fern die Sieben Berge, das südliche Tor

der Spazierstock von der derben Art eines Notenstockes, der Regenschirm mit dem zarten Messinggriff und die behäbige Reisehandtasche. Eine zimmerne Milchkanne, eine Kommode, ein frostiger Empireofen, ein Degen und Uhrkette, Ehrengaben des Königs von Schweden, ein Pokal von Blücher, Tassen vom Freiherrn vom Stein, ein Silberpokal der Berliner Turnerschaft, ein Zigarrenbehälter, eine köstliche Schnupftabakdose, Pfeife, Eßbesteck und Bierglas plaudern unterhaltsam vom häuslichen und geselligen Leben, von Freunden, Fremden und Geschenken.

Eine zutrauliche Treppe führt zum ersten Stockwerk. Inmitten seiner Werke — „Gedichte“, „Erinnerungen“, „Wanderungen“, „Germania“, „Ueber den Bauernstand“, „Der Wächter“, eine Zeitschrift, Phän-



Das Ernst-Moritz-Arndthaus in Bonn, das am 3. Dezember 1933 feierlich eingeweiht wurde

des sagenreichen, bergumfriedeten Rheintales, die ersten Nebenhänge und das hohe Mal der Ruine Drachensfels. Man erfährt die Inbrunst der stolzen, in Leipzig ausgesprochenen Forderung: „Der Rhein, Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze“.

Friedvolle Stille ist im Hause. Einfach, schlicht und geradlinig wie der Mensch Arndt sind die Möbel des Hauses. Im Arbeitszimmer sind die alten Dinge: der Sekretär, Bücherschrank, ein Eckschränkchen, Lesepult und die gutmütige Tischlampe. Der Reisekoffer, aus Holz und mit Seehundfell bespannt, hat Arndt auf der Reise mit dem Freiherrn vom Stein von Rußland nach Deutschland — 1813 — gebient. Im Sterbezimmer sind Bett und Nachttisch und Sessel. Scheu und verhalten glänzt die rötliche und gelbliche Politur der einfachen, biedermeierlichen Möbel. Gemälde beleben die Erinnerung an den Menschen. Da sind das Originalgemälde Arndts des Düsseldorfer Malers Julius Meiting vom Jahre 1859, das Bildnis Arndts des Malers von Bresler aus dem Jahre 1858, Stiche, Bildnisse der Eltern und seiner beiden Frauen Charlotte Marie Quistorp und Nanna Schleiermacher, sowie seiner Tochter Nanna und die Büste Arndts von Professor Afinger. An seine Menschlichkeit mahnen

tajien über ein zukünftiges Deutschland —, die er bei Lebzeiten herausgegeben hat: die Totenmaske. Sie macht verweilen. Ueberraschend erkennt man in diesen Räumen mit wenigen Blicken den Anfang von Arndts Werk. Handschriften von und an Arndt sind ausbreitet, darunter neben den Briefen des Freiherrn vom Stein und Gneisenaus Briefe Arndts an König Friedrich Wilhelm IV. von 1848/49 und die sehr schöne Handschrift seiner Gedichte. In dem mit dem Arndthause verbundenen Archiv befinden sich rund 700 Originalhandschriften des „deutschesten der Deutschen“ und unvergessenen Patrioten. Eine ganze Zeit erwacht wieder zum Leben, und sie ist der aufrigen nah wie keine zweite. Handschriften, Briefe von Steins und Gneisenaus Hand, das Tintenfaß, ein Schreibheft des Schülers Arndt und ein Vorlesungsverzeichnis der Königl. Rhein-Universität im Winterhalbjahr 1820—21 mit der Ankündigung von Arndts Vorlesungen — aber schon am 10. November 1820 wurde er seines Amtes enthoben — zeichnen mit wenigen einseitigen Strichen die Bahn seines Lebens nach. Bilder und Stiche an den Wänden, Plaketten, Gedenkmünzen, Neuauflagen von Arndts Schriften, eine Sammlung „Biographisches“ und Briefe an Arndts Freundin Charlotte von Rathen,

die Schwägerin Schleiermachers, der er sich in hellen und dunklen Stunden mitteilte, ergänzen die direkten Zeugnisse. Und das ganze Haus ist Zeugnis der Unvergessenheit und eines kleinen und späten Dankes an einen deutschen Menschen, dessen Forderungen, Ahnungen und Hoffnungen die aus dem Herzen des ganzen Volkes waren.

R. S. Bodensiek, Köln.

Lied der Pommern

**Blau und weiß sind Pommerns Fahnen;
rauschen über Meer und Land;
blau und weiß sich Wogen bahnen
Nunbewegt zum Meeresstrand.
Laßt die Pommernfahnen wehen
wie die Wogen stolz und schwer!
Laßt uns treu zur Heimat stehen,
zu dem schönen Land am Meer.**

**Sturmesfang in heil'gen Wäldern,
Wogenschwoll und Glockenlang;
In den Hütten und auf Feldern
Lieder, die die Mutter sang:
Wolken weiß im Blauen wehen
von den Bergen bis zum Strand,
Sonnenglanz auf blauen Seen:
das ist unser Heimatland.**

**Festlich in der Zeit der Maien
blau und weiß der Lieder blüht;
Herzen sich in Treue weihen,
wenn die Liebste hold erglüht.
Greifenland, in deinen Gauen
Alte Sitte wird gewahrt!
Ehrt die Heimat, ehrt die Frauen
und die alte Pommernart.**

**Schüße Gott das Volk in Stürmen,
wenn es um sein Schicksal ringt!
Läutet Glocken von den Türmen,
wenn die Not zum Kampfe zwingt!
Wahrt der Heimat alte Treue!
Hebt zum frommen Gruz die Hand!
Schwört den alten Schwur aufs neue,
haltet fest am Pommerland!**

Paul Bendlin.

Dieser sinnreiche Text ist von Landsmann Hermann Wurl in Marschform vertont worden. Die Uraufführung am 5. Mai 1934 im Berliner Konzerthaus „Clou“ vor den Behördenvertretern der Heimatprovinz und einem großen Publikum der Landsmannschaften des Reichspommernbundes war ein erhebendes Erlebnis.

Auch beim Reichspommerntreffen am 22. 7. 34 im 700 jährigen Stralsund hat die vieltausendköpfige Volksmenge auf dem ehrwürdigen alten Marktplatz die volkstümliche Melodie an Hand der dort verteilten Textzettel gleich mitgesungen. Auch im Reichssender Berlin ist die neue Marschweise vom großen Orchester des Komponisten wiederholt durch den Äther gesandt worden.

Der „Marsch der Pommern“ ist im Verlag von Arthur Parrhajus, Berlin SW. 11, erschienen. Der Klavierauszug ist für 60 Pfg. in allen einschlägigen Geschäften erhältlich.

Pommersche Hochzeitsitten

Heiratet in einem Bauerndorf an der Küste eine Tochter nach außerhalb, so spielte sich das früher nach bestimmten Regeln ab. Einzelne dieser Sitten werden bis in unsere Tage streng beachtet.

Vor der Hochzeit kommt aus dem Dorf des Bräutigams ein Zug von „Berfrüwes“ und „Bettmännern“. Diese sollen das wichtigste Heiratsgut der Braut abholen, die Mitgift an Wäsche, Möbeln usw. Die Truhen werden dann auf dem sogenannten Bettwagen verfrachtet, der festlich geschmückt wird. Die

Jugend des ganzen Dorfes der Braut begleitet die Abfahrt feierlich bis zur Dorfgrenze. Noch während des Aufpackens der Möbel geschehen allerlei sonderliche Dinge. Davon seien zwei erwähnt: Die Bettmänner versuchen auf dem Brautbett heimlich einen Hahn zu „stauchen“, das bedeutet, ihn zu stechen und auf den Hof des Bräutigams mitzunehmen. Außerdem brechen die Bettmänner in den „Wiemer“, den Rauchfang, ein, und nehmen an Speck und Schinken sowie Würsten mit, was sie bekommen können, damit „die Braut nicht zu hungern braucht“. Der mitgenommene Hahn wird dann auf dem Hof des Bräutigams wieder ausgelegt und gepflegt bald in einen Kampf mit dem dortigen Haushahn zu geraten. Es wird als Vorzeichen für die künftige Ehe ausgelegt, welcher von beiden Hähnen die Oberhand gewinnt; entsprechend werden in der künftigen Ehe Bräutigam oder Braut herrschen. Nach Beendigung dieses Hahnenkampfes pflegt eine Prügelei der Bettmänner um die Reste des unterlegenen Hahnes zu entstehen. Es werden diesem beteiligten Hahn besondere Eigenschaften zugeschrieben. — Bei der Ausfahrt des Brautwagens zur Trauung werden regelmäßig Böllerschüsse abgegeben. Geheiratet wird grundsätzlich nur Dienstags und Freitags und bei zunehmendem Monde. Der Freitag gilt als der Haupttag der „Friggerie“, als der Tag, an dem am besten gefreit sein muß, weil Freia oder Frigga den Hauslegen einem germanischen Hause bei der Hochzeit spendet. Es wird übrigens auch als besonderes Segenszeichen aufgefaßt, wenn es in den Brautkranz hineinregnet. Dies ist eine besondere Günst der Frau Holle, die ja auch aus der Freia Germaniens entstanden ist.

Dr. Herbert Spruthy.

Stiftungsfest des Pommernbundes in Berlin

Der „Pommernbund zur Förderung heimatlicher Kunst und Art, Berlin“, der bereits im Juli v. Js. auf ein 20 jähriges Bestehen zurückblicken konnte, veranstaltete aus diesem Anlaß am 13. Oktober einen besonders harmonisch verlaufenen Heimatabend. Der Vereinsführer, Kammergerichtsrat Gröbel (Bütow), konnte in dem mit Blumen, Girlanden und pommerschen Fahnen geschmückten Saale des Friedenauer Rathsfellers eine größere Gesellschaft, Gäste und Mitglieder, begrüßen. Es erfolgte dann die feierliche Ernennung der Landsleute Bendlin (Tempelburg) und Roffke (Bütow) zu Ehrenmitgliedern. Anschließend ergriff der Mitbegründer des Bundes, Paul Bendlin, das Wort zu einer großangelegten Festansprache. Kurz auf die Vorgeschichte der landsmannschaftlichen Pommernvereine eingehend, berichtete er über die ständige, auch durch den Weltkrieg nicht unterbrochene Entwicklung des Pommernbundes, erwähnte die großen Verdienste der Vorstandsmitglieder und gedachte liebevoll und in bewegten Worten der im Laufe der Jahre verstorbenen Mitbegründer, Vereins- und Ehrenmitglieder. Rückblickend auf die bisherigen kulturellen Leistungen, wies der Vortragende auf die Wichtigkeit der heimatverbundenen Arbeit in der Reichshauptstadt hin, entwarf einen Arbeitsplan für die nächsten Jahre und schloß seine eindrucksvolle, mit großem Beifall aufgenommene Rede mit folgenden Worten: „Deshalb wollen wir heimatliche Kunst und Art pflegen und fördern. Wir wollen uns immer wieder an die eigenartige Schönheit unserer Heimat und die Geisteskräfte des pommerschen Stammes erinnern. Wir wollen uns erinnern an die Stätten unserer Jugend, an Sage und Geschichte, an denen unsere Heimat so reich ist. Wir wollen uns erfreuen an den Taten unserer Helden und vertiefen in die Werke unserer Künstler, Dichter und Denker. Laßt uns treu zur Heimat stehen, zu dem schönen Land am Meer!“

Der Festabend wurde durch meisterhaft zu Gehör gebrachte musikalische Darbietungen umrahmt und erhielt dadurch ein besonders stimmungsvolles und feierliches Gepräge.

August Böllner.

Seinen ersten diesjährigen Heimatabend veranstaltete der Pommerbund am 29. Januar. Landsmann Gribel gewährte einen Ueberblick über das Vereinsgehehen des letzten Jahres und hob u. a. den schweren Verlust einer Anzahl wertvoller Mitglieder, darunter dreier Ehrenmitglieder, hervor. Der Jahresbericht, der gedruckt vorlag, wurde den anwesenden Mitgliedern übergeben, den übrigen übersandt. Landsmann Wendlin hielt anschließend seinen Vortrag: „Eine literarische und historische Wanderung von Sivalkund bis an die Oder“. Er sprach zunächst über das Leben der vorgeschichtlichen Bewohner, wie Funde und Runenschriften es uns übermitteln, gab einige humoristische Ausschnitte aus Reuters Urgeschichte und ging dann über auf des vorpommerschen Landes Schicksal unter ver-

schiedenen Herren bis zur Eingliederung in das Königreich Preußen. Im Geiste mit uns von Ort zu Ort wandernd, machte uns Wendlin mit den vorpommerschen Heimatdichtern, Künstlern und Wissenschaftlern und den Sagen einiger Dertlichkeiten bekannt. Der Vortragende hatte 9 Sagen in poetische Form gebracht, die Landsmann Dr. Hünze rezitierend dazwischen streute. Landsmann Wendlin hat in seinen interessanten Ausführungen viel weniger Bekanntes geboten und dadurch stark gefesselt. Der Vortrag wurde wie üblich musikalisch umrahmt. Romanze F-dur von Beethoven spielten Frau Eschenbach (Klavier) und Herr Gribel (Geige). Herr Rade, begleitet von seiner Gattin am Klavier, sang Loewesche Lieder, das Erkennen, Franziskus, Prinz Eugen und Heinrich der Vogler.

Buchbesprechungen

Deutschland. III. Heft, Teil 2 (Oberrheinlande und Franken). Von Prof. Dr. Gustav Braun. 13 Abb., 2 Tafeln. Verlag Gebrüder Bornträger, Berlin. Preis 12,— M.

An dieser Stelle ist über die bisherigen 3 Lieferungen des Deutschland-Werkes bereits ausführlich berichtet worden; auch bot das letzte Heft Anlaß, über grundsätzliche Wissenschaftsfragen Klarheit zu schaffen, so daß sich über den vorliegenden Band in Kürze das Notwendige sagen läßt.

Unter Oberrheinland und Franken versteht Braun jene Landschaft, die begrenzt wird im Norden durch die mittelhheinische Gebirgsschwelle, Hessen und Thüringer Wald; im Südwesten durch die Stufe der Alb, im Süden durch die schweizerischen Paßlandschaften und im Westen durch die Schichtstufen des Pariser Beckens bzw. der Ausläufer der innerfranzösischen Gebirge. Das räumliche Zentrum dieser Landschaft, die sich im wesentlichen mit dem Einzugsgebiet des Ober- und Hochrheins deckt, ist die Vereinigungsstelle von Rhein und Neckar. Das tatsächliche Zentrum ist die tektonische Achse des Rheingrabens. Es handelt sich um eine Kern- oder Schlüsselandschaft Europas. Vorgeschichtliche, mittelalterliche und jetztzeitige zwischen-völkische Verkehrswege kreuzen diesen Raum. Fast sämtliche großen europäischen Bahnlirien mit ihren überseeischen Fernverbindungen schneiden den Raum, innerhalb dessen sie sich teilweise wieder auf der Rhein-achse vereinigen und damit das Rheintal zu der verkehrsreichsten Straße Europas machen. Hier scheiden sich am Rines Romanen und Germanentum. Aus der Durchdringung beider entstand hier das Urgefüge der deutschen Reichsidee. Hier beginnt die nordische Landschaft auf eine rührende Art, sich vor romanischen Landschaftselementen zurückzuziehen (Symbol dieses Uebergangs der Weinstock!) Die Luft des Landes zwischen Rhein, Main und Neckar geht uns baltischen Menschen anders, verführerisch über die Haut. Die historische Trächtigkeit aller klangvollen Namen nimmt uns gefangen. Das hier vereinigte Gefäßbündel geschichtlicher, völkischer, politischer, kultureller, wirtschaftlicher Zustände in der Hand zu halten, wird das Bestreben jedes völkischen und staatlichen Gemeinwesens sein, das in sich die Kraft fühlt, Mitteleuropas Schlüsselandschaft zu verteidigen. Der Oberrhein ist der Drehpunkt der germanisch-romanischen Waage. Alle Erschütterungen Europas wird die Zunge dieser Waage anzeigen, und seit der Geschichtsverdingung ist in nie ausgeglichenen Spannungen um das Gleichgewicht dieser Völkerverwaage gerungen worden. Die bezeichnendste, augenfälligste Verdichtung erlebten wir in der Rheinlandbesetzung und z. Bt. in der Zuspitzung des Saarproblems. Es schien daher durchaus gerechtfertigt, die Oberrheinlande in einem gesonderten Bande darzustellen. Es ist geschehen mit einer Gründlichkeit,

die lückenlos Landschaft in Landschaft fügt, zu einem Mosaik kraftvoll oberrheinischen Wesens. Das vortretende Bemühen des Verfassers, der durch die Kriegsfolge veränderten völkischen und geopolitischen Bedeutung der Grenzlande gerecht zu werden, verdankt der vorliegende Band einige raumordnende Uebersichten und Einführungskapitel. Angeregt auch durch den geopolitisch besonders gespannten Charakter der Oberrheinlande, beweist hier der Verf. bei der Behandlung z. B. der deutschen Westgrenze, der Durchgängigkeit der Rheinlandschaften, des schweizerischen Mittellandes oder der Alpenpaßlandschaften eine geschickte Art, geopolitische und wehrpolitische Bemerkungen einzustreuen. Man bedauert, daß nach dieser Richtung nicht noch mehr getan ist. Das liegt wohl daran, daß der Verf. entsprechend der Gesamtanlage noch zu sehr in der rein morphologischen Blickrichtung verharret. Aber dafür bleibt hoffentlich in einem Abschlußbände noch Gelegenheit. Die Stadtlandschaften werden wie bisher an Hand eines Planes gedeutet; auch Wirtschaftsmittelpunkte wie Frankfurt, Mainz, Mannheim sind besonders herausgehoben. Die Literatur ist möglichst noch reichhaltiger als sonst aufgeführt; scheinbar jedoch und auch im Text tritt die Siedlungs- und Volkskunde wieder gegen den vorigen Band zurück. Die fargen Bemerkungen mögen die noch fühlbare Kücke nicht zu überbrücken. Besonders muß noch erwähnt werden, was bei einer Darstellung Deutschlands nicht selbstverständlich ist, daß die Schweiz (Mittelland und Alpen) ausführlich verkehrs- und volkspolitisch behandelt wird. Der Verf. hat einmal eine Professur in Basel innegehabt, und man spürt die eingehende Beschäftigung mit der Rheinlandschaft an der schweizerischen Grenze deutlich heraus. Vielleicht war es diese persönliche Berührung, die zur Darstellung der Schweiz als deutsches Grenzland reizte. Dabei kommt der Verf. abschließend zu einem Urteil über die geopolitische Bedeutung der Schweiz, dem sich der Berichterstatter nicht so rückhaltlos anzuschließen vermag. Holland, das die Rheinmündung beherrscht, befließigt sich einer korrekten Neutralität, die sich auf einem wohlbegründeten Selbstvertrauen aufbaut. Das gleiche wird man von dem Einzugsland des Rheins, der Schweiz, sagen können. Da jedoch die Neutralität irgendwie der Garantie der Großmächte bedarf und der Volkscharakter der beiden abgetrennten Ecksteine der deutschen Westgrenze durch seine Sonderentwicklung übersteigerte Züge des Selbstbewußtseins trägt, scheint die Sicherung der Südwestgrenze nicht in dem Maße garantiert, wie der Verf. es glaubt annehmen zu dürfen. Die vorzüglich orientierenden Kartenbeiträge und verschiedene Diagramme geben diesem Band den Charakter einer Monographie, die zweifellos unter dem Titel: Die Oberrheinlande auch selbständige Verbreitung findet. S. Gltewe.

Urdeutschland. Deutschlands Naturschutzgebiete in Wort und Bild. Von Professor Dr. Walther Schoenichen. Mit zahlreichen ein- und mehrfarbigen Kunstdrucktafeln, Abbildungen und Karten. Das Werk erscheint in 2 Bänden zu je 12 Lieferungen. Preis je Lieferung 2,— RM. zuzügl. Porto. Preis des Gesamtwerkes bis zum vollständigen Erscheinen 24,— RM. je Band ungebunden ausschl. Porto. Monatlich erscheint eine Lieferung. Lieferung 1—4 sind bereits erschienen. Verlag J. Neumann, Neudamm.

In diesem reich ausgestatteten, zweibändigen Werke wird zum ersten Male eine zusammenfassende Schilderung und Beschreibung der deutschen Naturschutzgebiete geboten. Der Führer der deutschen Naturschutzbewegung hat sich selbst in den Dienst der Aufgabe gestellt, alle Volksgenossen mit den Kleinodien der deutschen Landschaft in Wort und Bild vertraut zu machen. Nicht um trodene Aufzählungen handelt es sich hier, sondern um lebensvolle, fesselnde Darstellungen, die im besten Sinne allgemeinverständlich gehalten sind.

In dem ersten Bande sollen die erdgegeschichtlichen Naturschutzgebiete behandelt werden. Der Verfasser führt uns durch die Vulkanlandschaften der Eifel mit ihren verträumten Maaren und erloschenen Kratern, in die erhabene Bergwelt der bayerischen Alpen, an die meerumrandeten Kliffküsten der Nord- und Ostsee, in die zauberhafte Einsamkeit der großen Wanderdünen; er schildert die Urkunden, die das gewaltige Geschehen der Eiszeit in unserem Lande hinterlassen hat — kurz, aus allen Gauen unserer Heimat wird uns das Schönste und Bemerkenswerteste der deutschen Urnatur erschlossen.

Im zweiten Bande sollen die pflanzen- und tierkundlichen Naturschutzgebiete besprochen werden: die Urwälder der Ebene und der Gebirge, die Einsamkeit der Moore mit ihren seltsamen Lebensgemeinschaften, die Heiden mit ihren düsteren Nachangelbäumen, die sonnigen Hänge mit dem vielfältigen Schmuck seltener und prächtiger Blumen usw. Weiterhin werden behandelt die Freistätten, die für unsere wildelebende Tierwelt geschaffen worden sind: die Vogelkolonien an den Küsten unserer Meere, das Biber Schutzgebiet an der Elbe, die ostpreussischen Elchreviere, die Wjentygehege in Springe und in der Schorfheide usw. So rundet sich die Darstellung zu einem Gesamtbild von der Urnatur des deutschen Landes.

Bei jedem einzelnen Abschnitt sind kurze Hinweise auf die wichtigsten ausländischen Naturschutzgebiete eingeschaltet, so daß der Leser gleichzeitig einen Ueberblick über den Stand der Naturschutzgebiete der anderen Kulturstaaten der Welt erhält.

Besondere Sorgfalt ist der Bildausstattung des Werkes gewidmet worden. Jedem Bande sind nahezu 100 Kunstdrucktafeln beigegeben worden, die nach hervorragenden Lichtbild-Vorlagen geschaffen wurden. (Vormmern ist schon in der 1. Lieferung mit 4 Tafeln vertreten; Blockpackung am Rußlandberg im Kreise Saahig, Steilküste der Halbinsel Jasmund auf Rügen, Blick auf die Wisjower Klippen, die Feuersteinfelder der Schmalen Heide mit Wacholdergruppen). Außerdem enthält jeder Band 12 farbige Tafelbilder, in denen ausschließlich künstlerische Darstellungen wiedergegeben werden; ferner sind zahlreiche Kartenstizzen, graphische Darstellungen und Abbildungen aufgenommen worden.

Die Anschaffung des Werkes wird unsern Lesern wärmstens empfohlen.

Männer und Bilder deutscher Seefahrt. Von Hugo v. Waldeyer-Harz. 176 Seiten. Friedr. Vieweg & Sohn V.-G., Braunschweig. Preis geh. 2,80 RM., geb. 3,80 RM.

In volkstümlichen Darstellungen der Geschichte der deutschen Seefahrt haben wir keinen Ueberfluß. Um so dankenswerter ist es, wenn der frühere Kapitän

z. S. v. Waldeyer-Harz sich der Aufgabe unterzieht, das deutsche Seewesen von den ältesten Zeiten an in einzelnen abgeschlossenen Bildern darzustellen. Auch die neuesten Forschungen über germanische Seegelung werden in dem Eingangskapitel ausführlich dargelegt. Sein Weg führt ihn durch das deutsche Mittelalter, das überaus reich gewesen ist an Bestrebungen, sich den Anteil an Seegelung zu sichern. Lebendig tritt die mächtige Hanse hervor, Gestalten, wie Martin Behaim, Diederik Pining, die Welfer werden mit Recht in dem Buche hervorgehoben. Aus der neueren Zeit werden Kurbrandenburgs erster Kolonialversuch und preussische Seepolitik unter Friedrich dem Großen behandelt, Männer wie Admiral Bernd Jakobsen Karpfanger und Joachim Rettelbeck treten hervor. Aus dem 19. Jahrhundert werden zur Darstellung gebracht: Die schleswig-holsteinische Flotte, Admiral Brommi, Prinz Adalbert von Preußen und die Entwicklung der deutschen Reichsmarine unter der schwarz-weiß-roten Flagge. Lebensbilder von Koeber und Tirpitz schließen das Buch ab.

Für die neuere Zeit hätte man eine größere Vollständigkeit wünschen können. Es hat aber wohl in der Absicht des Verfassers gelegen, mehr die Vergangenheit zur Geltung kommen zu lassen, da überdies eine reichhaltige Literatur die jüngste Flottenentwicklung behandelt. Einband und Ausstattung des Buches sind mustergerichtig. Als Weihnachtsgeschenk für die ältere Jugend würde das Buch trefflich geeignet sein. Vo.

„Harzend Herz“. Gedichte von Franz Schütt. Druck und Verlag von Fischer & Schmidt, Stettin 1935. Preis 2,— RM.

Es ist das zweite Mal, daß die Gedichtsammlung Franz Schütts ihren Weg geht, ein Zeichen, daß sie nicht unbeachtet geblieben ist.

Und sie ist auch lebhafter Anteilnahme wert, da alles, was sie enthält, aus einem Dichterherzen quillt und nichts Unempfundenes den Leser kalt läßt, nichts Unzulängliches ihn peinlich berührt, nicht Abgedroschenes ihn langweilt.

Der selbst Schaffende fühlt es am ehesten, daß die Quelle jeder Zeile im Herzen liegt; es ist keine verstandesgeborene Drechselei darunter.

Die Sammlung ist in sieben Abschnitte zerlegt: „Auftakt“, „Melodie der Heimat“, „Lebensharfe“, „Stimme der Jahreszeiten“, „Sonette“, „Phantasien“ und „Ausklang“.

Die Einteilung ist gut und sinngemäß und bindet Zusammengehöriges zu buntfarbigen Sträußen von eigenem Charakter. Jeder hat seinen Duft für sich.

Je nach der Einstellung des Lesers wird der eine die, der andere jene von den Gedichten zu seinen Lieblingsstücken wählen; finden wird jedes mitempfindende Gemüt welche: des bin ich sicher.

Darf ich die meinen nennen?

Da ist erstlich unter den Heimatliedern das Gedicht „Erkfrüde“. Mich erfreut daran vor allem die in wunderbarer Freiligrathscher Pracht dahinrollende, an eigenartigen Reimen reiche Verssprache und die plastische Anschaulichkeit der Bilder, die auch den zugleich bildend schaffenden Künstler verrät.

Und dann unter den Stimmen der Jahreszeiten der „Jahresanfang!“

„Ein Dunstes unerfüllter Tage liegt vor dir . . .
Doch aus Vergangnem hellt sich Wunsch und Wille.
Heimlicher Sehnsucht lebensschwere Gier
winkt aus der Spannung dieser süßen Stille“
hebt das Gedicht in harmonisch erklingender Sprachmelodie an.

Und daß Dyrif auch willenerregend, tatenanporrend wirken kann, beweist die mit anfeuernder Kraft geladene zweite Strophe:

„Wie läßt sich füllen dieser Tage Leer
mit deiner Arbeit treibendem Entzücken,
mit deiner Saaten liebendem Begehrt,
mit künftiger Ernte seligem Beglücken!“

Das ist so schön, daß man immer wieder danach greift.

Um die holde Dreizahl zu füllen, nenne ich noch das führende Gedicht des Abschnitts „Sonette“, das diese Dichtungsart selbst verherrlicht. Da läßt sich hier, um seine Schönheit zu zeigen, kein Stück herausreißer; es muß als Sonett im ganzen gelesen werden, da hier die geschlossene Form zum Wesensmerkmal wird.

Das Gedicht ist, mit kurzem Wort gesagt, mit souveräner Beherrschung aller Mittel der poetischen Sprache geschrieben.

Damit genug des Einzelnen.

„Harpend Herz“ ist ein Heimatbuch edelster Art, sein heimatisches Wesen liegt tiefinnerst in seinem Kern verborgen und macht sich nicht an der Oberfläche bemerkbar, wodurch es sich von den vielen Produkten dilettantischer Reimschmiede unterscheidet, die glauben, daß der Stoff und die Mundart, die sie oft in lächerlicher Unkenntnis des Wesens unseres niederdeutschen Sprachidioms anwenden, genügen, um den hohen Anforderungen der Heimatdichtung gerecht zu werden. Niederdeutsche Dichter, die diesen Namen wirklich verdienen, sind an den Fingern abzuzählen.

Das Gedichtbuch Franz Schüttis aber kann kein Pfläzler, kein Oberbayer, kein Schlesier geschrieben haben, sondern nur „eines Seemanns Sohn, der, einst ein blasser Knabe, aus der Väter Art geschlagen ist und der nun dafür das Seemannsheimweh in seinem Herzen tragen muß, lebenslang.“

In ihm harst ein sehnsüchtig Herz tiefe, wahre Heimatlänge.
Hermann Arno.

Landsknechtslieder. Von Lotte Rose. 95 S. 80. Müller & J. Kiepenheuer Verlag, Potsdam 1934.

Es klingt ein Unterton schmerzlichen Erlebens aus diesen zum Teil sangbaren volkslieblichen Dichtungen. Natürlichkeit und echt fräuliches Gefühl verbinden sich mit glücklicher Formgestaltung. Aus feinsten weiblicher Intuition heraus sind diese Landsknechts-, Wander-, Volkston- und Liebeslieder geschaffen, ist manches kleine, vollendete Kunstwerk entstanden. Am stärksten erscheinen mir die ersteren, aus denen trotz guter Zeitgebundenheit auch das Zeitlose daherweht.
Sch.

Volksjaagen, Erzählungen, Schwänke und Redereien von Regamünde, Deep, Kamp, Wustrow und Krobe, gesammelt und herausgegeben von Alfred Lucht. Druck von Richard Marg, Treptow a. d. Rega. Preis —,50 RM.

Wie tief die Quellen unseres Volkstums fließen, beweist der bekannte Schriftsteller auf volkskundlichem Gebiet mit dieser Sagenammlung aufs beste; Lucht zeigt aber auch, daß er aus diesen Quellen zu schöpfen versteht. Volksseele und Volksgeist gehen in Sagen und Gebräuchen, aber auch in einfachen Redensarten, Rätseln, Redereien in graue Vorzeit oftmals zurück, wie Robert Holsten vor einigen Jahren einmal an verblühenden Beispielen im Heimatkalendar für Pommern 1930 (Verl. Fischer & Schmidt, Stettin) nachgewiesen hat. Darum soll man dieses Volkstum in allen Neuierungen festhalten, nachdem schon allzuviel verloren gegangen ist. Aus der Erkenntnis der Volksseele erwachsen Gegenwartskräfte, schlagen Heimatgefühle Wurzel, die ein gutes Gegengewicht gegen das seelenlose 20. Jahrhundert sind. Nicht ohne Grund pflegt deshalb der Nationalsozialismus bewußt das Sich-Beifinden auf Vorgefichte und Volksseele.

Lucht hat 109, meistens unbekannte Sagen usw. gesammelt, in knapper Darstellung und anziehender Fassung in gutem Aufbau den Anwohnern des Krobe-Deeper Bezirkes und den Badegästen vorgelegt. Hoffentlich lesen es recht viele, auch die Schulkinder. Die billige Schrift gestattet allgemeine Anschaffung und wird viel Freude auslösen, denn wohl jeder findet als Quellen Leute, die er kennt und wird auch manchem Sagenstoff ein frohes Wiedersehen entgegenbringen wie einer plötzlich auftauchenden Kindheits Erinnerung. Von den vor

Lucht erschienenen Sagen aus dem Nordteil des Greifenberger Kreises seien erwähnt (weil Lucht von einer Aufnahme abgesehen hat): Kummrow in den: Bergilbten Blättern (4. Aufl.), Basse in: Heimatkunde des Kreises Greifenberg, Teil II (2. Aufl.), ferner Spruth in: Die Ostseebäder Forst, Rewahl und Umgebung, Treptow a. d. Rega 1929 bei Marg, wo die erste Zusammenstellung für das Land um den Eierberger See erfolgte. Diese Sagen habe ich dann durch 20 weitere im Sonderheft Greifenberg unserer guten Kulturheimatschrift „Unser Pommernland“ (Verlag Fischer & Schmidt, Stettin), kürzlich ergänzt. Das von Lucht behandelte Gebiet der Regamündung schließt sich östlich an das von mir bearbeitete an. Lucht hat als Hauptabschnitte in Uebereinstimmung mit Schulz für Köstlin und Haas für Gesamtpommern gewählt: den Aften Glauben (Seelensagen, Wiederkehrer, Wilde Jagd, Volkergeister und Jrrlichter), Haus-, Wald-, Feld-, Wassergeister, Zauberer, Teufel, Mahrt, Hellscher, sodann als weitere Hauptabschnitte: Tier sagen, Orts sagen, Schwänke und Redereien.

Um falsche Verhochdeutschungen zu vermeiden, wird es sich empfehlen, bei allen Sagen künftig die plattdeutsche Form eines Orts- oder Flurnamens an erster Stelle, üblich gewordene Verhochdeutschungen aber nur in Klammern anzugeben; dies ist ebenso wichtig wie die wortwörtliche Aufzeichnung auch etwa unlaufender mehrerer Sagenformen. Letzteres hat Lucht anzuerkennenderweise streng beachtet, auch die Quellen angegeben. Möge die nette Schrift Anklang finden und zur Racheiferung in andern Gegenden beitragen, aber auch weitere Sagen dieses Rega- und Küstenlandes an das Tageslicht bringen. Dieses belohnt den Verfasser für seine Mühen.
Judenanturrat Dr. H. Spruth.

Frei reden ohne Hemmungen. Eine Rednerschule mit praktischen Beispielen und Reden zu verschiedenen Gelegenheiten. Von E. Martini. Preis 1,10 RM. Süddeutsches Verlagshaus G. m. b. H., Stuttgart.

Neben der Ausbildung der Stimme, den Atmungsvorschriften und den Uebungen zur klaren und deutlichen Aussprache, sind wichtige Anleitungen für gute und sichere Haltung, überzeugende Betonung, Konzentrationsfähigkeit usw. gegeben. Kurzum, zu allem, was den guten Redner ausmacht, will dieses leicht verständliche Buch verhelfen.

Darf ich mir erlauben . . . ? Das Buch der guten Lebensart. Von Hans Martin. Mit vielen Bildern und praktischen Beispielen. Kartoniert Preis 2,— RM., Leinen 3,50 RM. Süddeutsches Verlagshaus G. m. b. H., Stuttgart.

Nicht der sogenannten „gute Ton“ wird hier trocken und schulmeisterlich vorgelesen, sondern der Leser findet eine Fülle praktischer Bereicherung, gewürzt mit gesundem, lebensbejahendem Humor, der frohe Stunden bereitet. Ein solches Buch über das „gute Benehmen“ fehlte bisher. Es unterrichtet über alles Wichtige, es ist einzigartig, seine Bilder wundervoll. Es gibt keine Lebenslage, in der dieses moderne Anstandsbuch nicht einen guten Rat zu geben wüßte.

Naturschutz-Kalender 1935. Herausgegeben von der Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen. 8. Jahrgang. 60 Kunstdruckblätter mit vorzüglicher Bildwiedergabe aus dem Bereich der belebten Schöpfung und der Naturschutzbewegung, rückseitig anregende Texte. Format 16,5x24,5 cm. Preis 2,50 RM. Verlag von J. Neumann, Neudamm.

Die Weltanschauung des neuen Staates, die im Volke und im Volkstum die Grundlage allen nationalen Lebens erblickt, hat dem Begriff der Bodenständigkeit seine urtümliche Bedeutung wiedergegeben. Daraus ergibt sich von selbst, daß Naturschutz und Heimat schutz künftig in unserem Kulturleben eine noch größere Rolle spielen müssen als bisher, daß sie — gewissermaßen als die „Garanten“ für den Bestand der

deutschvölkischen Wesenheit — künftig einer besonders sorgfältigen Pflege bedürfen. Hitler-Jugend und Schule, alle Freunde der Natur sowie des Wander-, Wasser- und Bergsportes, alle Stellen, die irgendwie mit Aufgaben der Volksbildung und Volkspflege zu tun haben, sind berufen, an solcher Pflege und Hege unseres Heimatschutzes mitzuwirken.

Ihnen allen will der Naturschutz-Kalender, der nunmehr zum achten Male seinen Weg in die Öffentlichkeit nimmt, Freund und Anreger sein. Durch seinen Bildschmuck, der aus allen deutschen Gauen erlesene Stätten unserer Heimatnatur wiedergibt, durch seine Erläuterungen, die den Leser mit Gegenständen und Fragen des Natur- und Heimatschutzes bekannt machen wollen, und nicht zuletzt durch die dichterischen Beigaben und die den einzelnen Blättern beigelegten Kernsprüche, die zum überwiegenden Teile von führenden Männern der neuen Zeit geprägt wurden, will er mithelfen an der Förderung der mächtig emporstrebenden Bewegung zum Schutze der Heimat und dazu beitragen, daß der Naturschutzgedanke immer mehr Herzenssache des ganzen Volkes wird.

Athenaion-Kalender „Kultur und Natur“ 1935 (Abreißkalender). Preis 1,95 RM. Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion m. b. S., Potsdam.

Auf 185 Seiten finden wir Abbildungen aus Natur und Leben. Reizvolle Photographien aus allen Gegenden der Erde wechseln mit Darstellungen aus Technik und Wirtschaft, Reproduktionen wertvoller Kunstwerke stehen neben Bildern aus der Kulturgeschichte und Volkskunde. Gerade diese beiden Gebiete, die heute von größter Wichtigkeit sind, finden in dem Kalender eine besonders liebevolle Pflege. Die Bilder werden ergänzt durch zahlreiche kleine Essays, die in musterhaft knapper Form die Bilder erläutern, darüber hinaus aber Anregung und Unterhaltung weit über den Tag hinaus bieten. Der Text enthält ferner Sprüche und Sprichwörter, Wetterregeln und Gartenratschläge in großer Zahl.

Dienst am Deutschtum. Jahrbuch für das deutsche Haus 1935. Mit 55 prächtigen Bildblättern. J. F. Lehmanns Verlag, München. Preis 1,— RM.

Zum vierten Male ist dieser schöne Abreißkalender, der sich in den vergangenen Jahren so schnell zahlreicher Freunde erworben hat, erschienen. Wundervolle Bilder aus der germanischen Vorgeschichte beweisen, daß unsere Vorfahren keine „Barbaren“ gewesen sind, viele Bildblätter stehen im Dienste der Rassenkunde, wieder andere im Dienste von Heimat und Volkstum, Persönlichkeit und Wehrhaftigkeit. Das Deckblatt des Jahrbuchs zeigt die eindrucksvolle Büste unseres Führers von Prof. Ferd. Liebermann.

Der Heimatkalendar der Kreise Lauenburg hat in Ostpommern seit Jahrzehnten einen guten Ruf. Seine früheren Herausgeber, darunter der durch seine Heimatforschungen und Mitarbeit an „Unser Pommernland“ bekannte Rektor Gerlach, waren stets bemüht, ihn über seinen praktischen Zweck zu einem Heimatbuch mit gehaltvollen Beiträgen zu erheben. Mehr als einmal hat man auf wertvolle Lokalforschungen, die er jedes Mal veröffentlichte, zurückgreifen müssen. Auch in diesem Jahr hat sein Herausgeber, der in Ostpommern gut bekannte Direktor Eduard Stielow, die verpflichtende Linie seiner Vorgänger eingehalten und uns in ansprechendem Gewande beinahe ein richtiges Heimatbuch verehrt. Papier, Schriftsatz und Umbruch vereinigten sich zu einem angenehmen Neusseren. Der Inhalt erhält seinen besonderen Wert durch die Bei-

träge über die interessantesten Ausgrabungen eines Teiles des mittelalterlichen Leba, das, auf der Westseite des Flusses gelegen, im Gefolge von Sturmfluten und Flußverlagerungen zu Anfang des 16. Jahrhunderts von seinen Bewohnern verlassen wurde. Eine Jahresübersicht über die vorgezeichneten Funde im Kreise, mit Abbildungen auch von Lebaer Fundstücken, ergänzt den Bericht von Stielow, der auch die Ausgrabungen überwachte. Ueber Leba und seine Umgebung berichten noch 3 weitere Beiträge: nämlich ein geologisch-naturkundlicher Spaziergang in die Dünenwelt, ein Segelfliegerbericht und ein Erinnerungsbild Lebaer Eindrücke aus verschiedenen Aufenthaltzeiten. Mit der Tierwelt machen uns zwei Aufsätze über das Rotwild und die Wildschwäne bekannt. Interessant ist auch der kleine Ausflug in die Münzgeschichte und der Lebensabriß über Tauenzien. Feldpostberichte aus dem Kriege 1870/71, Beiträge über Volksbräuche in Pommern, über das bäuerliche Haus, über den Wert der Beschäftigung mit der Heimatkunde, Novellen, Gedichte, einige Spritzer Humor und was sonst noch zu einem ländlichen Kalender gehört, machen ihn zu einem freundlichen Hausbuch, das auch auf seine bescheidene Weise der Stärkung des Volksbewußtseins an der Grenze dient. Durch den Verlag (Badenoth in Lauenburg) ist der Kalender zum Preise von 0,50 RM. zu beziehen. G.

Der Große Brockhaus. Band 19 (Lou—Vam) Verlag F. A. Brockhaus in Leipzig.

Auch der vorletzte Band des Großen Brockhaus ist wieder eine Fundgrube des Wissens und ein zuverlässiger Berater in allen Fragen des täglichen Lebens. Dafür einige Beispiele:

Im Hinblick auf die Neuordnung der Umsatzsteuer erfährt man, wie es bisher mit ihr gewesen ist, und daß sie nicht ohne weiteres abgeschafft werden kann, da sie mit 1354 Millionen im Rechnungsjahr 1932/33 den höchsten Einnahmeposten des Reiches dargestellt hat, höher sogar als die gesamte Einkommensteuer, die 1332 Millionen gebracht hat. Eingehend wird das im Mai 1933 geschaffene Amt des Treuhänders der Arbeit mit allen seinen Befugnissen erläutert, die ihn an die Stelle der bisherigen Arbeitnehmer- und Arbeitgeberverbände setzen. Eine ausführliche Darstellung ist den Unternehmerverbänden und ihrer Umwandlung im Dritten Reich gewidmet. Eine Tabelle führt die heutigen Bezeichnungen neben den früheren auf. In das Problem der Vererbung führt ein fachwissenschaftlicher Abschnitt ein, der die wichtigsten Theorien schildert und auf farbigen Tafeln die Ergebnisse der Rassenkreuzung zur Anschauung bringt. Auch die Zwillingforschung kommt dabei zu ihrem Recht. Eng mit der Vererbung im Zusammenhang steht die Unfruchtbarmachung zum Schutz gegen Rassenverschlechterung und ihre praktische Anwendung in neuester Zeit. Dabei werden die geltenden gesetzlichen Bestimmungen und Erfahrungen, die man bei uns und in anderen Ländern damit gemacht hat, aufgeführt. Eingehend wird auch die Erforschung der deutschen Frühgeschichte in dem neuen Bande gewürdigt. So wird in dem Abschnitt über das germanische Volk der Vandalen der leider immer auch noch bei uns gebrauchte Ausdruck „Vandalismus“ überhaupt nicht erwähnt, sondern gesondert als eine Erfindung des Bischofs Gregoire in der französischen Revolutionszeit aufgeführt. Auch über die vielberedete Ura-Linda-Chronik handelt ein Abschnitt, der nach sorgfamer Abwägung aller Theorien zu dem Ergebnis kommt, daß die Fachwissenschaft diese angeblich älteste friesische Chronik als ein Erzeugnis des 19. Jahrhunderts allgemein ablehne.

Herausgegeben von der Heimatvereinigung „Unser Pommernland“. Schriftleiter: Gustav Fischer, Stettin. Druck und Verlag von Fischer & Schmidt, Stettin. Nachdruck der Originalbeiträge ist nur mit Erlaubnis des Verlages gestattet. Alle Sendungen sind an den Verlag der Zeitschrift „Unser Pommernland“, Stettin, zu richten. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Johannes Fischer, Stettin. DL IV. 1225.

**Machen Sie
es sich leichter!**

**Der Große Brockhaus
hilft Ihnen**

Ihr stiller Berater in allen
Fragen des täglichen Lebens
Anregungen für Beruf und
Mußestunden

In Kürze von A—Z lieferbar
Jetzt besondere Bezugs-
erleichterungen!

Senden Sie untenstehenden Abschnitt ein:
Sie erhalten dann unverbindliche Auskunft
und eine reich bebilderte Ankündigung.

F. A. Brockhaus · Leipzig C1

Der Unterzeichnete bittet um kostenlose
und unverbindliche Abersendung des reich
bebilderten Prospekts über den „Großen
Brockhaus“ sowie um Auskunft über die
jetzt bestehenden Bezugs erleichterungen.

Name:

Stand:

Ort, Straße:

BIBLIOTEKA
UNIERSYTECKA
GDAŃSK

CIII 41870